

FAMA

Feministisch-

theologische

Zeitschrift

15. Jahrgang

Dezember 1999

FAMA 4



Nirgend – wo?

Sie halten die letzte FAMA vor der Jahrtausendwende in den Händen. Das Heft gewährt allerdings statt Vor- ausblicken aufs neue Jahrtausend eher Rück- und Seitenblicke auf das viel- leicht etwas aus der Mode gekommene Wort Utopie. Rückblicke auf die Ge- schichte der Utopie. Seitenblicke zu Utopischem im Feminismus. Bestandes- aufnahmen.

Ausgangspunkte waren für uns das Schlagwort vom Ende der Utopien und die damit verbundene Frage nach Sinn und Unsinn von Utopien. Es waren die alten ethischen Fragen nach dem guten Leben, nach Gerechtigkeit und nach der sich mit solchen Gesamtkonzeptionen reibenden Verschiedenheit der Men- schen.

Alles in allem also eine seriöse Num- mer, in der das Spielerische, das Auf- müßige, das Poetische vielleicht für einmal ein wenig zu kurz kommt. Wer's vermisst, bestelle FAMA 4/93 zu «Frau- en-Science-fiction». Oder blättere ein- mal alle alten Nummern durch, die sie zu Hause hat – ein Fundus für Utopi- sches und eine Alternative für die Millenniumsparties in der kommenden Silvesternacht.

Was sonst noch fehlt in diesem Heft, ist die radikale Absage an Utopien, wenn auch Christina Thürmer-Rohr in ihrem Beitrag «Alpträum Utopie» Utopien nur noch gelten lässt, um gegenwärtige Kritik zu inspirieren. Keinesfalls aber dürften Utopien in die Tat umgesetzt werden, weil jeder Herstellungsprozess immer schon mit Gewalttätigkeit ge- genüber dem Ausgangsmaterial ver- knüpft sei.

Um eine radikale Absage an jegliche Utopie doch noch ins Spiel zu bringen, sei an die deutschsprachige, aus Rumä- nien stammende Schriftstellerin Herta Müller erinnert. Sie schildert, wie die angewandte Utopie des Sozialismus keine Verschiedenheiten zuliess, zur Kontrollinstanz wurde, vor der kein in- dividuelles Denken ohne Schuldgefühle

möglich war: «Immer zurückgeworfen aufs Detail, von einem Handgriff zum anderen blieb mir nichts übrig, als mich angesichts des Ganzen, der Idee schul- dig zu machen. ... Meine Einzelheiten hatten keine Gültigkeit, sie waren nicht ein Teil, sondern ein Feind des Ganzen. ... Meine angeborene Unfähigkeit, mit dem Ganzen umzugehen, quälte mich. ... Ich wusste immer, dass ich nicht ent- sprach.» Für Herta Müller ist der Ruf nach Utopien darum gleichbedeutend mit dem Wegsehen von der Diktatur. Sie lässt auch nicht gelten, der real existie- rende Sozialismus sei nicht mit der so- zialistischen Utopie gleichzusetzen: «Für mich war das der Sozialismus ge- wesen. Nicht ich habe die Diktatur so genannt, sondern sie sich selber. Sie hat sich unter diesem Namen Tausende Male gegen alles Menschenmögliche eingehämmert. Sie hat das Leben ver- boten. Sie hat jeden in Frage gestellt, so wie er sich selber sah.»¹

Die Philosophin Brigitte Weisshaupt hält demgegenüber in ihrem Beitrag daran fest, dass gerade das Denken sel- ber u-topisch sei, indem es immer schon über das Bestehende hinausgeht zu dem, was noch nicht ist. So bestimmte Utopie würde sich der Kontrolle per Definition immer schon entziehen. Nicht die Gesamtentwürfe, sondern de- ren Fragmentierung hat ihrer Ansicht nach einen Hang zum Totalitären, weil sie Menschen orientierungslos und bes- ser beherrschbar macht. Der Perfektio- nismus, das Ziel der Vervollkommenung als eine Seite der Utopie braucht aber als Korrektiv unbedingt Fehlerfreund- lichkeit, damit Utopisches seine Offen- heit behält.

Im Sinne von Kritik und Hinausdenken über das Bestehende ist auch Feminis- mus immer schon utopisch. Erst recht, weil seine Forderungen bis heute weit- hin uneingelöst sind. Der Trend des Pa- triarchates ist ungebrochen. So sehen es zumindest die einen. Judith Falludi re- det gar von einem Backlash ('Die Män- ner schlagen zurück'). Dieser Einschät- zung entgegen steht die von Frauen des Mailänder Frauenbuchladens vor eini- gen Jahren provokativ aufgestellte The- se vom Ende des Patriarchates. Dem Utopischen im Denken der Mailänder Feministinnen und der Philosophinnen- gemeinschaft Diotima aus Verona geht Ursula Vock nach. Sie sieht in deren Denkansätzen eine Möglichkeit, klassi- sche Widersprüche im feministischen Denken zu überwinden. Nicht mehr De- fizite stehen im Mittelpunkt, sondern positive Veränderungen und die Stärke der Frauen.

Aus dem breiten Spektrum feminis- tischer Anliegen greift der Beitrag «Halbe-Halbe ... das aber ganz!» die feministische Utopie der gerechten Ar-

beitsteilung zwischen Frauen und Män- nern heraus. Theres Spirig-Huber, die das Modell zusammen mit ihrem Part- ner und den gemeinsamen Kindern er- probt hat, überprüft die Utopie auf ihre Alltagstauglichkeit.

Aus feministisch-theologischer Perspek- tive befasst sich Luzia Sutter Rehmann anhand der Apokalypse des Johannes mit biblischen Utopien. Entgegen der heute weitverbreiteten Verengung von Apokalypse auf Katastrophisches und der Ansicht, apokalyptische Literatur sei per se totalitär, liest sie die Apoka- lypse als Widerstandsliteratur. Ent- scheidend für dieses Verständnis ist al- lerdings, wer apokalyptisches Denken für sich in Anspruch nimmt. Das Ende der bestehenden Welt bedeutet für Ent- rechtete und Unterdrückte, dass es nicht ewig so weitergehen muss und etwas anderes, neues entstehen kann. Formu- liert hingegen die Geschäftsleitung einer grossen Schweizer Firma, dass in Zukunft kein Stein auf dem anderen bleiben werde, dann ist dies für die Be- troffenen kein Anlass zur Hoffnung.

Utopien entstehen letztlich aus der Sehnsucht nach einer Welt, in der wir gerne leben wollen, aus der Sehnsucht nach dem guten Leben. Was sie unter gutem Leben verstehen, beantworten zum Schluss Frauen aus den verschie- densten Lebensaltern und -bereichen von ihrer eigenen Erfahrung her. Die kurzen Statements laden zum Wei- terdenken ein: Was gehört für dich, für Sie, denn unverzichtbar zu einem guten Leben für alle?

Ursula Vock

1) Herta Müller, Zehn Finger werden keine Utopie, in: Hunger und Seide, Reinbek bei Hamburg 1995, Zitate von S. 59 und 51.

Fluchtpunkte

Horizonte, auf die hin
das Jetzt angelegt ist

Brigitte Weisshaupt

Wer es nicht erhofft, das Unverhoffte,
wird es nicht finden.
(Heraklit, Fragment 18)

Das Wort Utopie benützen wir für vieles. Es taucht in ganz verschiedenen Zusammenhängen auf, hat auch immer wieder andere Bedeutungen. Es gibt Staatsutopien, literarische Utopien, wissenschaftliche und technische Utopien, aber auch negative Utopien, z.B. die Schrift 'Schöne neue Welt' (1932) von Aldous Huxley und andere Schreckensvisionen und apokalyptische oder Weltuntergangsutopien.

Kleine Tagträume, Phantasien, Visionen, Wunschbilder und Hoffnungen prägen unseren Alltag. Keine Gegenwart ist ohne ein Bild, das vorausgeworfen und vorausentworfen unser Bewusstsein bestimmt. Aber auch Gebilde und Entwürfe technisch planender Rationalität, Science-fiction-Gemälde breiten sich in unserer alltäglichen Medienwelt aus.

Was ist das *Gemeinsame* all dieser Entwürfe, was ist das *Signifikante* all dieses U-Topischen? Charakteristisch ist die Tendenz, die in all diesen Entwürfen des individuellen alltäglichen Bewusstseins wie auch in den grossen theoretischen Gesellschaftsentwürfen sich ankündigt: es ist der Entwurf eines «Noch-Nicht», die Gegenwart dieses Noch-Nicht in unserem Geist und in den Theorien, die dieser Geist entwirft. Ständig ist unserem Geist eine *andere* Wirklichkeit präsent. Das Bild einer guten Welt, wenn wir hoffen, oder aber auch ihr Abgrund und Untergang, wenn wir verzweifeln, gar der Weltuntergang schlechthin werden antizipiert.

All dieses U-topische entspringt unserem Bewusstsein, das jetzt ist, und unserer Phantasie, die das Noch-Nicht sich vorstellt. Utopien haben weder Ort noch Zeit. Sie liegen nahe oder weit in der Zukunft, sind räumlich und zeitlich beliebig und unbestimmt. Sie sind *die u-topische Gegenwart von Zukünftigem in unserem Geist*. (...)

Entwurf von idealen menschlichen Gemeinschaften und Staaten

Ein Blick auf die Herkunft des Wortes Utopie und auf die Begriffsgeschichte zeigt einen durchgängigen Bedeutungsgehalt in der Geschichte der zumal «abendländischen» Menschheit. Das Wort Utopie ist gebildet aus den griechischen Wörtern *ou* und *topos*, die übersetzt *nicht* oder *nirgends* und *Ort* bedeuten. Zusammengesetzt dann: *Nicht-Ort*, *Kein-Ort* oder einfach *Nirgendwo*. ('*Kein Ort nirgends*' nennt Christa Wolf eines ihrer Bücher.)

Als Ausdruck erstmalig verwendet wurde 'Utopia' 1516 von Thomas Morus in seinem in lateinischer Sprache verfassten und in Löwen erschienenen 'Roman' *De optimo statu reipublicae, deque nova insula Utopia*. Zu deutsch: *Über die beste Staatsordnung und die neue Insel Utopia*. Dieser Roman, ein Reisebericht, entsteht in einer politischen Umbruchzeit, in der u.a. die Machtbalance zwischen Kirche und Staat sich langsam zu Gunsten des Staates verschiebt, in einer Zeit auch, wo erste Ansätze einer Kritik an der Adelsvorherrschaft sichtbar werden.

Morus schreibt seine kleine Schrift zur Utopie in den Niederlanden während einer Verhandlungspause einer Konferenz seines Königs Heinrich des VIII. von England mit dem Herzog von Burgund, des späteren Kaisers Karl V. Morus fährt während der Verhandlungspause nach Antwerpen, um den dortigen Stadtschreiber Petrus Aegidius (Peter Gilles) zu besuchen. Dort will er *einen Reisenden* mit Namen *Raphael Hythlodæus* getroffen haben, der ihm die Geschichte, die er in seiner Schrift wiedergibt, angeblich erzählt hat. Morus erfindet diesen Reisenden, der von einer fernen *Insel* mit Namen *Utopia* berichtet, aus politischen Gründen, um nicht selber als Autor dieser erfundenen Welt zu gelten, was für ihn lebensgefährlich gewesen wäre.

Mit dieser Schrift entsteht der Typus der später sogenannten *Staatsutopien*. Es sind Entwürfe einer ideal verfassten, ihren Mitgliedern Glück, soziale Gerechtigkeit, Gleichheit und Frieden verheissenden Gesellschaftsordnung. Wichtig und typisch ist bei diesen Entwürfen, *dass ein bisher nicht verwirklichter optimaler Zustand einer Gesellschaft der schlechten bestehenden Wirklichkeit kritisch gegenüber gestellt wird*. Durch den *Gegenentwurf* fällt ein helles Licht auf die Missstände und Unzulänglichkeiten einer jeweiligen Gegenwart. Utopien sind so gesehen *die bestimmte Negation – eine konkrete Kritik – der jeweils real existierenden Verhältnisse*. (...)

Es ging den Verfassern der Staatsutopien – neben Thomas Morus noch Tommaso Campanella mit seinem 'Sonnenstaat' und Francis Bacon mit seiner

'Nova Atlantis' – nicht darum, dass ihre utopischen Entwürfe *tel quel* in die Wirklichkeit umgesetzt würden, vielmehr sollte die Utopie als *regulative Idee* das jeweilige Handeln anleiten und so zur Verbesserung bestehender schlechter Zustände beitragen. Nicht die Utopie als ganze soll also – unter Umständen mit Gewalt – verwirklicht werden, sondern Reformen sollen greifen, und zwar mit Mitteln, die sich gerade an den Werten der utopisch vorgestellten Welt orientieren, z.B. an Gewaltlosigkeit und Friedfertigkeit, an Fairness im gegenseitigen Umgang und an der Achtung vor der Integrität jedes Einzelnen.

Utopien *bleiben* so Visionen einer besseren Welt. Eine solche als ganze in die Zeitlichkeit der jeweiligen gesellschaftlichen Wirklichkeit unter allen Umständen und mit allen Mitteln transformieren zu wollen, wäre schon als Projekt *totalitär* und geriete in seiner Umsetzung zu einem un-menschlichen Projekt. An diesem Punkt setzen auch die Argumente der Kritiker der Utopien an. Sir Karl R. Popper z.B. geisselt in seinem Werk 'Die offene Gesellschaft und ihre Feinde' den Hang zum Totalitären in den Utopien. (...)

Utopien, Gegenutopien und Untergangsutopien

In unserem Jahrhundert, besonders gegen den Jahrhundertwechsel hin, erscheinen gehäuft *Anti-utopien* oder Untergangsutopien. Furcht- und Schreckensvisionen einer perfektionistischen Welt werden gezeichnet, in der die Einzelnen durch ein anonymes System verwaltet werden. Berühmt sind etwa Aldous Huxleys 'Brave New World' oder George Orwells 1948 geschriebenes Werk: '1984'. Prophetien des kommenden Weltuntergangs sind heute, kurz vor dem Jahr 2000, sozusagen an der Tagesordnung.

Aber nicht erst in unserem Jahrhundert gibt es die Endzeitvisionen. Den 'Schaumrednern' und 'Wünschelrutengängern' der Utopien einer besseren Welt stehen seit jeher die Propheten und Magier des Untergangs entgegen. Sie verkünden die grosse Apokalypse für unsere belebte Erde und dringen auf die Selbstvernichtung des Menschen, die sie als Erlösung propagieren. Die moderne Variante ist eine direkte Handlungsanweisung zur Selbsterstörung. Wir Heutigen seien in der Lage, das lang Gewünschte in die Tat umzusetzen, also müssten wir es auch endlich tun. (...)

Das philosophisch bestimmte Wesen der Utopie

Manchmal werden aus durchschaubaren Gründen Schlagworte in die Welt gesetzt, eher zur Unterhaltung als zur Belehrung. So zum Beispiel das

Schlagwort vom «Ende aller Utopien». Manchmal möchte einfach jemand Recht behalten, und zum Beispiel sagen: Seht ihr jetzt, wie es dem Sozialismus ergangen ist! Was für ein trauriges Ende er jetzt im Osten gefunden hat! – Gewiss, über dieses Ende liesse sich einiges sagen. Aber vor allem lässt sich eines ganz bestimmt dazu sagen: das war nicht das Ende einer Utopie! Utopien sind etwas anderes als real existierende politische und gesellschaftliche Gebilde, und zumal solche, in denen es nicht einmal marxistische Utopiker wie Ernst Bloch ausgehalten haben. Nach dem Mauerbau von 1961 blieb bekanntlich dieser weitsichtige Philosoph des «Prinzips Hoffnung» mit seinem «magnetnadelhaften» Denken in der Bundesrepublik.

Gewiss, wir können von bestimmten uns bekannten und in Büchern aufbewahrten Utopien sagen, sie seien nicht mehr zeitgemäss, oder es liesse sich hier und heute keine vernünftige Modellhaftigkeit für unsere Situation zu diesen Utopien mehr herstellen. Aber das hiesse noch lange nicht, dass sie uns nichts mehr zu sagen haben. Und es heisst auch nicht, dass nicht andere grosse Utopien, neue oder verwandelte alte, heute entstehen und für uns präsent und notwendig sind. (...)

Am Anfang steht die Vermutung, dass heute gegenüber der grossen Vielzahl der Wissenschaften *die Philosophie die vielleicht noch einzige Anwältin von bewusst reflektiertem utopischen Denken und von Utopie ist*. (In anderer Weise vielleicht noch die Theologie). Alle «Entwicklung des menschlichen Geistes zur Freiheit» – eine Formulierung Hegels – wäre zu Ende, wenn nicht die Aufklärung, d.h. die Orientierung des Menschen an vernünftigem Selbst- und Weltverständnis, sich auf «utopische» Gedanken des Noch-Nicht-Seins beziehen könnte. *Thesenhaft formuliert: Es gibt keine Aufklärung, keine befreiende menschliche Vernunft, keine Entwicklung des Menschen und der Wirklichkeit ohne Utopie.*

Wirklichkeitssinn und Möglichkeitssinn

Halten wir fest: Utopie ist ein Phänomen des Geistes. Utopie ist ein Wert- und Weltentwurf, im Kleinen, Individuellen, wie im Grossen und Gesellschaftlichen. Als Phänomen des Geistes charakterisiert Utopie das Hinausgehen des Geistes über die Gegenwart in die Zukunft, über die Wirklichkeit in die Möglichkeit.

«Wenn es Wirklichkeitssinn gibt», sagt Robert Musil in seinem Roman 'Der Mann ohne Eigenschaften', «dann muss es auch Möglichkeitssinn geben». «So liesse sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken

und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist.» Die Folgen einer solchen «schöpferischen Anlage» können bemerkenswert sein. Musil spricht von «Möglichkeitmenschen». Diese «leben, wie man sagt, in einem feineren Gespinnst von Dunst, Einbildung, Träumerei und Konjunktiven; Kindern, die diesen Hang haben, treibt man ihn nachdrücklich aus und nennt solche Menschen vor ihnen Phantasten, Träumer» usw. «Das Mögliche umfasst jedoch nicht nur die Träume nervenschwacher Personen, sondern auch die noch nicht erwachten Absichten Gottes. Ein mögliches Erlebnis oder eine mögliche Wahrheit sind nicht gleich wirklichem Erlebnis und wirklicher Wahrheit weniger dem Werte des Wirklichseins, sondern sie haben, wenigstens nach Ansicht ihrer Anhänger, etwas sehr Göttliches in sich, ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen und bewussten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt». «Es ist die Wirklichkeit, welche die Möglichkeiten weckt, und nichts wäre so verkehrt, wie das zu leugnen. Trotzdem werden es in der Summe oder im Durchschnitt immer die gleichen Möglichkeiten bleiben, die sich wiederholen, so lange bis ein Mensch kommt, dem eine wirkliche Sache nicht mehr bedeutet als eine gedachte. Er ist es, der den neuen Möglichkeiten erst ihren Sinn und ihre Bestimmung gibt, und er erweckt sie.»²

Utopie bedeutet das Imaginieren eines anderen und künftigen Bildes. Sie umschreibt zeitliche und räumliche Imaginationen, die begründet sind in der Zeitlichkeit des Menschen. Augustinus, Kierkegaard und Heidegger haben die Zeit des Menschen als *extensio animi* begriffen, als Dimensionen, Zeit-ekstasen des gegenwärtigen menschlichen Geistes. Damit bezeichneten sie die Fähigkeit des Menschen, über das Jetzt und die Wirklichkeit hinauszudenken und hinauszuempfinden – ohne das Jetzt und die Wirklichkeit zu ignorieren oder zu verlassen. Bezeichnet ist hier die Freiheit und Spontaneität des Geistes, solche Inhalte in Vorstellungen aufzusuchen, die in der gegenwärtigen Wirklichkeit keinen Ort haben: das U-topische.

Denken an sich ist u-topisch. Es geht immer über das, was ist, hinaus, hinüber zu dem, was (noch-) nicht ist. A ist erst A, wenn sein Anderes, wenn das Nicht-A mitgedacht ist. Von Natur aus bleibt Denken nicht stehen. Denken ist Bewegung, die über das Festgestellte, das, was ist hinausgeht. Was hier vom Denken gesagt wird, gilt auch von der menschlichen Einbildungskraft. Die Bewegung der Imagination führt zu dem, was (noch) keinen Ort hat.

Utopie ist gewissermassen die Seele der

Bewegung des Geistes. Hegel hat dies einmal von der Dialektik gesagt. In ihr bewegt sich der Geist via negationis weg von der Bestimmung, vom Festen; er geht ins Nicht-Feste, ins Nicht-A über. In diesem Vorgang hat Utopie ihre anthropologische wie ihre logische Wurzel. Sie beschreibt metaphorisch das Wesen des menschlichen Geistes, Empfindens und Lebens.

Utopien heute

Wir schreiben das Jahr 1999, das letzte Jahr des Jahrhunderts, das letzte Jahr des Jahrtausends. Wie steht es heute um die Utopie? Keine utopische Stimmung im Jahre 1999?

Wir leben in einer Zeit, in der die Wirklichkeit die Phantasien ständig überholt und übertrifft – im Wunderbaren wie im Schrecklichen; darum scheinen Utopien unnötig und unerwünscht zu sein. Wir leben in einer Zeit, in der privater Wohlstand und gesellschaftliches Wohlergehen auf der Welt sehr ungerecht verteilt sind.

Zugleich erleben wir einen grausamen und scheusslichen innereuropäischen Krieg und andere Kriege auf der Welt, zumeist Bürgerkriege. Geschichtlich kommen wir von negativen Utopien her (Nationalsozialismus und Gulag-Stalinismus), deren Zwangsvollstreckungen fortschrittsgläubige und gutgläubige Menschen in unserem Jahrhundert erschüttert und geprägt haben. Diese Bilder stehen auch uns vor Augen und haben Ängste hinterlassen. Das Unmögliche und Unmenschliche ist wirklich geworden. Der Vollzug der nazistischen «Wunschvorstellung» führte ebenso in die Katastrophe wie marxistische Entwürfe in Stalins Schreckensherrschaft übergingen. Heute finden wir uns angesichts des Krieges im Kosovo weit entfernt von der Verwirklichung der grossen Utopie «Frieden» und «der bleibenden Befriedung der Menschheit».

Neben den Untergangsverheissungen scheint auch der Bedarf an verschönernden gesellschaftlich-ganzheitlichen Zukunftsbildern in unserer Gegenwart gedeckt zu sein.

Als einfache Lösung, um das «Erden-durcheinander» und seine «Undurchschaubarkeit» zu begreifen und um sich in der «Unübersichtlichkeit» zurechtzufinden, bieten Sekten und Apostel ihre Visionen und «Utopien» an.

Auch die Produktion von «Utopien» aus dem wissenschaftlich-technisch evozierten Forschungsfeld geht ständig weiter. Die Gentechnologie beginnt, uns eine neue Natur und einen neuen gesunden und verbesserten Menschen vorzuführen. Es gibt offenbar ein menschliches Sehnen nach «Verbesserungen». Aber zwischen den Angeboten zur Verwirklichung muss unterschieden werden.



Fortschrittsideologie als Fortschritts- utopie

Die uneingelösten Utopien der Aufklärung meinen nicht nur und nicht einfach die technologischen Verbesserungen. Zu den uneingelösten Utopien der Aufklärung zähle ich eher etwa Kants Idee vom «ewigen Frieden», Ernst Blochs «Reich der Freiheit» als dem Inkognito aller bisherigen Philosophie in dem Land, in dem bisher niemand war, und Herbert Marcuses «befriedetes Dasein».

Die utopischen Gehalte, die in der Aufklärung, im Projekt der Moderne stecken, lassen sich zwar als Wegweiser zum fortschreitenden «Verbessern» von Mensch und Welt, ihrer Hinführung zu mehr Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden lesen, sie stehen aber in Diskrepanz zu dem, was wir heute wissenschaftlich-technischen und gesellschaftlichen Fortschritt nennen. Fortschreiten im utopischen Geist der Aufklärung meint etwas anderes als den blinden Fortschritt, der die Zivilisation antreibt. Mit blindem Fortschritt ist der wissenschaftlich-technische Fortschritt gemeint, der allgemein als Fortschritt unserer Gesellschaft begriffen wird. Wir können hier ruhig von Fortschrittsgläubigkeit und Fortschrittsideologie sprechen, dies sind die Promotoren, die unsere wissenschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung motivieren und antreiben. Es ist – mit den Worten von Louis Vincent Thomas – «der Glaube an einen endlosen Fortschritt, der unentwegt die Grenzen der menschlichen Macht verschiebt». Ich möchte diesen wissenschaftlichen Fortschrittsglauben als «gängige Fortschrittsutopie» bezeichnen. Hinter dieser Fortschrittsutopie, die als Utopie natürlich

nicht durchschaut wird, steckt als Antrieb die Vorstellung der prinzipiellen wissenschaftlichen und technischen Machbarkeit aller Dinge.

Der Zweck heiligt nicht die Mittel

Die «Fortschrittsutopie» gehört – wie etwa die Utopie vom «Reich der Freiheit» – zum Typus der prinzipiellen Utopien, der Utopien, über denen ein Prinzip steht. Es kann sich um positive (z.B. Gerechtigkeit) oder negative (z.B. Machterhalt) Prinzipien handeln. Sie ordnen alles Bestreben einer einzigen Idee unter und bewerten von der Idee her, was hier und jetzt getan werden soll. Die «Idee einer gerechten und solidarischen Weltgemeinschaft» zum Beispiel ist aber viel zu abstrakt, um in der Gegenwart jedes Mittel der Aktion und Agitation zu erlauben. Der utopische Zweck muss sich gewissermassen auch auf dem Weg bewähren, er heiligt nicht schon an sich die Mittel.

Die gängige Fortschrittsutopie treibt vorwärts aus einer Machbarkeitsideologie heraus, die im eigentlichen Sinne nicht nach gesamthaften Zielsetzungen der menschlichen Gemeinschaft fragt, sondern nur nach Lösungen von Einzelproblemen, über deren menschliche Relevanz und deren weitreichende Folgen sie sich keine Rechenschaft mehr abzuliegen genötigt sieht. Als typisches Beispiel für dieses fortschrittsutopische wissenschaftlich-wirtschaftliche Gebaren sei die Gentechnologie genannt. Diese produziert z. B. im Lebensmittelbereich die «ewig geschmackvollen und kräftigen Tomaten»; allerdings werden wir, die Konsumentinnen und Konsumenten, gar nicht erst gefragt, ob wir sie überhaupt wollen.

Die Fortschrittsutopie gehört meiner

Meinung nach zu den gefährlichen heute existierenden Utopien. Sie steht in krassem Gegensatz zu dem, was echte Utopie im philosophischen Sinne vermitteln will. Sie folgt dem abstrakten Prinzip, Fortschritt ist gut, ohne zu sagen, was sie mit Fortschritt meint oder was Gutsein bedeutet.

Die Fortschrittsutopie fördert in besonderer Weise eine lineare oder eindimensionale wissenschaftlich-technische Denkweise, die zu totaler Unfreiheit und weltweiter Zwangsproduktion und Zwangswirtschaft führen könnte. Zunehmende Spezialisierung – früher hat man, bezogen auf das Individuum, von «Atomisierung» gesprochen – verdeckt das Fehlen der übergeordneten Zusammenhänge und Zielsetzungen, auf die der Mensch als einzelner wie auch die Menschheit als Schicksalsgemeinschaft angewiesen sind.

Bei dieser Fortschrittsutopie, die ich zum Typus der prinzipiellen negativen, weil eingrenzenden Sachzwang-Utopien zähle, fehlt das Nachdenken über die Ziele, und – mit Nietzsche gesprochen – «die Antwort auf das Warum».

Fragmentierung der Weltentwürfe

Subjektiver Antrieb, sofern er nicht auch schon verallgemeinert ist, und objektiver Gehalt fallen bei der gängigen Fortschrittsutopie nicht nur auseinander, sie haben vielmehr gar nichts mehr miteinander zu tun. Beim subjektiven Antrieb geht es kaum mehr um eine allenfalls berechnete Neugierde des Wissens, sondern zumeist um von aussen geforderten Erfolg, um Gewinn, um Konkurrenz und Karriere. Der nüchterne Pragmatismus der Forschung wird für das allgemeine menschliche Bewusstsein zum Fatalismus, zumal wenn

die Gentechnologie dereinst auch Hand an die Keimbahn des Menschen legen wird. Dies wird kaum zu vermeiden sein, denn was der also durch den Forschungstrieb und – vergessen wir nicht: durch Macht – (fremd-?)bestimmte Mensch der Möglichkeit nach tun kann, das wird er wohl auch in Wirklichkeit tun. (...) Von der hochentwickelten Spezialisierung in den Wissenschaften her wird den Menschen plausibel zu machen versucht, dass Gesamtsichten und Versuche, sich am Ganzen zu orientieren, passé sind.

Triumphe feiert die Fragmentierung der Weltentwürfe. Zusammenhanglosigkeit und Unübersichtlichkeit herrschen, und daher wird bescheidenes zur Kenntnissnehmen des Einzelziels verlangt – und das, neben tausend anderen Einzelzielen, von denen wir auch nicht wissen, wozu sie gut sind. (...)

Warum soll schliesslich ein Gesamtentwurf eine Orientierungsmöglichkeit sein? In Aldous Huxleys Buch 'Schöne neue Welt' (Brave new World, 1932) sagt der Brut- und Normdirektor, der es sich angelegen sein liess, neue Studenten höchstpersönlich durch die einzelnen Abteilungen zu führen: «Nur damit Sie eine Idee vom Ganzen bekommen» ... Irgendeine allgemeine Idee mussten sie natürlich haben, um ihre Arbeit mit Verständnis verrichten zu können, andererseits aber auch nicht zuviel von einer Idee, wenn sie brauchbare und zufriedene Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden sollten. Die kleinen Einzelheiten sind es bekanntlich, die tüchtig und glücklich machen. Gesamtüberblicke sind notwendige Übel für den Geist. Nicht Philosophen, sondern Laubsägebastler und Briefmarkensammler bilden das Rückgrat der

Menschheit. «Morgen», fuhr der Brut- und Normdirektor fort und lächelte den Studenten mit einem nicht ganz geheuren Wohlwollen zu, «morgen beginnt für Sie der Ernst der Arbeit. Für Gesamtüberblicke werden Sie dann keine Zeit haben ... » Genau diese Gesamtüberblicke sind aber das Thema der Utopie. Mögen sie auch nie erreicht werden, bleiben sie doch das Ziel aller geistigen Ausrichtung.

Warum also Utopien?

Hier können wir nun auch fragen: Wer will eigentlich und warum *Utopien*? Und wer möchte und warum demgegenüber *Realität*?

Es trifft wohl zu, dass Utopien als fixierte historische Gebilde ihre gefährlichen Begrenzungen haben. Tatsächlich liegt in den abgeschlossenen, fixierten Utopien, seien sie nun Glücks- oder Schreckenswelten, etwas Totalitäres. Im Negativen entsprach dem totalitären Staat auch der totalitär «geartete» bzw. herangezogene Mensch.

Aber Utopie ist eine Metapher, die richtig, das heisst in ihrer Offenheit und Unabgeschlossenheit gelesen werden muss. Gegen das «Auspinseln» von Utopie, das heisst gegen eine detaillierte Beschreibung und Verklärung der Utopie, hat sich ganz vehement Ernst Bloch gewandt. Es geht im utopischen Gehalt der entworfenen Welt (der Insel UTOPIA) nicht um ein «ganz Anderes» (nicht um das «Himmlische Jerusalem»), sondern darum, eine andere Weltimagination als ein Korrelat zur Freiheit und zur Phantasie des offenen menschlichen Bewusstseins zu entwerfen, das heisst, es geht um eine «Welt, worin utopische Phantasie ihr Korrelat hat» (Bloch).

Die gängige Fortschrittsutopie hat quasi den Fortschritt an sich utopisiert. Sie bezieht Fortschritt nicht mehr auf den einzelnen Menschen und auch nicht mehr auf die menschliche Gemeinschaft. Die Rede ist heute nur noch vom Fortschritt an sich, ohne dass gefragt wird, was Fortschritt hier heisst und für wen er denn gedacht ist.

Kant hatte im Entwurf seiner Fortschrittslehre den Gedanken des Fortschritts an die «Idee des Menschen» gebunden: «Da nur in der Gesellschaft, und zwar derjenigen, die die grösste Freiheit, mithin einen durchgängigen Antagonismus ihrer Glieder, und doch die genaueste Bestimmung und Sicherung der Grenzen dieser Freiheit hat, damit sie mit der Freiheit anderer bestehen könne, – da nur in ihr die höchste Absicht der Natur, nämlich die Entwicklung aller ihrer Anlagen, in der Menschheit erreicht werden kann, die Natur auch will, dass sie diesen, so wie alle Zwecke ihrer Bestimmung, sich selbst verschaffen solle; so muss eine Gesellschaft, in welcher Freiheit unter äusseren Gesetzen im grösstmöglichen Grade mit unwiderstehlicher Gewalt verbunden angetroffen wird, d. i. eine vollkommen gerechte bürgerliche Verfassung die höchste Aufgabe der Natur für die Menschengattung sein; weil die Natur nur vermittelst der Auflösung und Vollziehung derselben ihre übrigen Absichten mit unserer Gattung erreichen kann».

Wir können leider diesen Kantischen – und eben wesentlich aufklärerischen – Fortschrittsbegriff hier nicht ausdiskutieren. Wir entnehmen diesem Zitat lediglich, dass der Fortschrittsgedanke eingebunden ist in die Korrelationen zur Natur, zum einzelnen Menschen



und zur Menschheit. Eine Fortschritts-utopie heute müsste solche Korrelationen zu bilden versuchen.

Utopie: das Positive der «bestimmten Negation»

Am Weittragendsten haben meiner Meinung nach die «Kritische Theorie» (von Horkheimer, Adorno und anderen) und insbesondere Theodor W. Adorno in seinem Buch 'Negative Dialektik' dem utopischen Denken und dem utopischen Gehalt eine heute mögliche Form zugewiesen. Adorno hat in seinem Denken auch für das Modell der Emanzipation im Sinne der Aufklärung, also des Projektes der Moderne einen bis heute gültigen methodischen und inhaltlichen Zugang gefunden.

Mit dem Gedanken der bestimmten Negation setzt das auf Entwicklung und Verbesserung der menschlichen Situation bezogene Denken bei den veränderungsbedürftigen Zuständen des Menschen und seiner Gesellschaft ein: so, wie es um den Menschen hier und jetzt – an seinem konkreten Ort, in seiner konkreten Zeit – steht, ist es nicht gut. Es könnte anders und besser sein. Eine bestimmte Veränderung ist anzustreben; sie ergibt sich als konkrete bestimmte Negation des bestehenden Zustandes. Sie ist ein Hinausdenken über das, was jetzt ist, ohne über das, wie es sein soll, schon alles zu wissen.

Die bestimmte Negation als utopisches Schrittmass unterscheidet sich vom sich pragmatisch gebenden wissenschaftlich-technischen Fortschritt durch die Offenheit des Weitergehens. Adornos Konzept dieser Entwicklung ist durchaus ein eigenes, das nicht ein für allemal den utopischen Gehalt der Aufklärung zu erfüllen vermag. Für ihn wird der Gedanke der Versöhnung von Geist und Natur oder der Gedanke der Mimesis im Sinne prinzipieller utopischer Ziele tragend. Mimesis ist dabei der Name für die sinnlich rezeptiven, expressiven und kommunikativ sich anschmiegenden Verhaltensweisen des Lebendigen. Adorno sieht die Kunst als die vergeistigte, durch Rationalität verwandelte und objektivierte Mimesis. Hier kann meiner Meinung nach der Gedanke, dass Rationalität ein mimetisches Moment aufnimmt, dahingehend weiter gedacht werden, dass das «mimetische Denken» durch seine «sinnlich» orientierte Anpassung und Angleichung das Denken «naturgemässer» machen könnte. Damit wäre der Zugang zu Welt und Natur wieder auf eine besondere Weise offen.

Utopisches Denken, das sich von philosophischer Umsicht und Rücksicht leiten lässt und das sich nicht allein von Sachzwängen und sogenannter Sachlichkeit bestimmen lässt, weiss sich auch anthropologisch verankert. Nicht abgelöst oder überwunden ist nämlich

Utopie als anthropologische Kategorie. Menschsein ohne Entwurf und Zukunft ist undenkbar. Utopisches Denken steht gerade gegen Zukunftslosigkeit und technischen Fatalismus. So bleibt Utopie ein Medium für unerfüllte Emanzipation, für die nötigen Schritte zum Noch-Nicht-Sein.

Fehlerfreundlichkeit als Korrektiv zu Perfektionismus

Zwischen dem Ziel der Vervollkommenheit (Perfektibilität) als altem emanzipatorischem Programm der Aufklärung und der Einsicht in die prinzipielle Unvollkommenheit des Menschen – trotz oder gerade wegen der Verbesserungsversprechen der Gentechnologie – muss wohl das utopische Denken seine Wege zu finden suchen. Technokratische Perfektion, die vor allem dort angestrebt wird, wo man die «Prozesse» der Welt «in den Griff» kriegen will, ist nicht anzustreben: sie kann kontraproduktiv sein.

Zu dieser Einsicht gelangt auf ganz anderem Wege die Evolutionsbiologin Christine von Weizsäcker, die den *Gedanken der Fehlerfreundlichkeit* entwickelt hat. Sie schreibt, vor allem gegen die Gentechnologie gewandt: «Wenn wir realistischere davon ausgehen, dass die Zukunft offen ist und mit einer grossen Portion Überraschungen aufwarten wird, dann brauchen wir Denkmodelle, die Unsicherheiten miteinbeziehen. Platter Perfektionismus versagt als evolutionäre Strategie. Die sofortige Ausrottung allerer, die wir als weniger fit betrachten, wäre wie eine Wette auf den zukünftigen Weltmeister, ohne zu wissen, in welcher Disziplin der Wettkampf schliesslich angetreten wird. Dementsprechend formuliert Ronald Fisher 1930 das sehr wichtige populationsgenetische Grundgesetz: 'Die Zunahme der Fitness jeder Art zu jeder Zeit ist direkt proportional der Varianz ihrer Fitness zu dieser Zeit'. Das heisst salopp gesprochen: Wer Evolution allzu windschnittig macht, behindert zukünftige Evolutionsfähigkeit». Weizsäcker hält daher fest: «Der Erfolg evolvierender lebender Systeme resultiert aus einer Kombination von Fehleranfälligkeit, Fehlertoleranz und dem kooperativen und schöpferischen Gebrauch der Fehler. Diese Kombination nenne ich Fehlerfreundlichkeit. Sie steht der Darwinischen 'Fitness' komplementär gegenüber. In der Tüchtigkeit haben wir die Geschichte des Überlebens in der Vergangenheit, in der Fehlerfreundlichkeit haben wir die Orientierung auf die Zukunft. Sie sind sozusagen Standbein und Spielbein der Evolution. Ihr gekonntes Zusammenspiel verhindert den Abbruch der Evolution».

Dieses Beispiel einer wissenschaftsphilosophischen Methodenkritik fusst auf

der Einsicht in die «natürliche» Offenheit der Prozesse und des Denkens. Es belegt auch den positiven Erfolg dieser Offenheit. Aus dem Sein-lassen der Fülle alles Nichtfitten gehen Möglichkeiten hervor, die durch die Beschränkung auf einen einzigen Fitten verloren gegangen wären.

Hier wird «die unvordenkliche Freiheit des menschlichen Geistes», wie sie Sartre meinte, sichtbar, für die «Utopie» eine Metapher ist. Sie steht dafür, dem Antrieb der Phantasie im Denken zu folgen, sowie den Möglichkeiten, alte Werte anders einzusetzen und neue anzustreben. Darin widersteht Denken dem Druck, der von den Sachzwängen in der technisch regulierten und verwalteten Welt ausgeht, blindlings nachzugeben. Philosophie, die sich denkend auf die Realität bezieht, erweist sich insofern im gleichen Bezug auch als Platzhalterin von Utopie.

Das Nicht-Veralten der Utopie hat seinen Grund im utopischen Bewusstsein des Menschen als Einzelwesen. Karl Mannheim nannte in seiner Studie 'Ideologie und Utopie' (2. Auflage 1929) ein Bewusstsein utopisch, «das sich mit dem es umgebenden 'Sein' nicht in Deckung befindet.» Diese Inkongruenz erweise sich stets darin, dass ein solches Bewusstsein im Erleben, Denken und Handeln sich an Faktoren orientiere, die dieses «Sein» als verwirklicht nicht enthalte. Aber nicht jede inkongruente, das jeweilige «Sein» transzendierende und in diesem Sinne wirklichkeitsfremde Orientierung könne als utopische gelten. Sondern jenes Bewusstsein wird utopisch genannt, das sich in seiner Orientierung am «Wirklichkeitstransendenten» notwendig zum Handeln bewegen lässt; zum Handeln für eine Welt, in der wir nicht nur knapp überleben, wenn überhaupt, sondern für eine Welt, «in der wir gerne leben wollen.» (Richard Saage)

Aber damit müsste ein neuer Vortrag beginnen – mit dem Titel: Über das gute Leben.

Brigitte Weisshaupt ist Philosophin. Der vorliegende Artikel ist die gekürzte Fassung eines Vortrages, den sie am 28. Mai 1999 in Luzern gehalten hat – im Rahmen des Ersten Ökum. Ausbildungskurses Feministische Theologie.

1) Vgl. Norbert Elias, *Thomas Morus und die Utopie*. In: *Utopien – Die Möglichkeit des Unmöglichen*, Hsg. Zürcher Hochschulforum Band 9, 1987, S. 173.

2) Alle Zitate: Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*. Herausgegeben von Adolf Frisé, Hamburg 1981, Bd. I, S. 16ff.

Alptraum Utopie

Christina Thürmer-Rohr

8

Politische Ortsbestimmungen sind heute so schwierig und so irritiert wie lange nicht. In dieser Ratlosigkeit taucht auch die Frage nach der Bedeutung von *Utopien* für ein linkes und feministisches Selbstverständnis wieder auf. Jahrzehntlang hatte sich der Konsens gehalten, Utopien seien *das* Lebenselixier der Linken. Das utopische Bewusstsein war zum Antrieb aller guten Veränderungen geadelt worden, und ein grosser Teil der westlichen Linken vereinigte sich Ende der siebziger Jahre unter Ernst Blochs Prinzip Hoffnung. Einspruch war damals von feministischer Seite gekommen. Mit Skepsis wurde die Hochjubelung einer Hoffnungsphilosophie verfolgt, die viele Frauen schon deswegen wenig überzeugte, weil sie die Hoffnung kannten:

immer schon in Wartestellung hingehalten, wollten sie nicht «in der Hoffnung», sondern *jetzt* leben. Wir brauchen keine Utopien, hiess es, sondern nichts als unsere gesammelten gegenwärtigen Fähigkeiten in der gegenwärtigen, heruntergewirtschafteten und gefährdeten Welt.¹ Mittlerweile ist auch der linke Utopie-Konsens zerbrochen. Der Zusammensturz der sozialistischen Regime hat der Linken die verhängnisvolle Verwechslung von Perspektive und Utopie vor Augen geführt. Denn «links» ist kein Ziel, sondern eine Methode, kein utopisches Projekt, sondern permanente Kritik am Bestehenden. Das Utopische wurde zunichte, indem man es realisierte. Sozialismus und Utopie ist ein Widerspruch in sich.

Gefährliche Ambivalenz

Trotz aller alten und neuen Einwände kann utopisches Denken mit hartnäckiger Sympathie rechnen. Wer den politischen Wert von Utopien in Frage stellt, setzt sich dem Verdacht aus, unter notorischem Pessimismus zu leiden. Wer nicht erwartungsvoll auf die Zukunft setzt, scheint müde, satt, paranoid oder zynisch zu sein. Es heisst, Menschen brauchen eine Vision, einen Zielinhalt und -ort, auf den sie sich zubewegen, ein Zukunftsprojekt, auf das es sich hinzuleben lohnt. Das klingt immer einleuchtend. Nur: bedeutet das Utopie? Utopie ist zunächst «*das Land, das nirgends ist*», ein erdachtes Land, das es noch nicht gibt und das es nie gab, eine Zukunft, die wirklich noch nicht vorge-

kommen ist und erst hergestellt werden soll. Für diesen Idealort müssen andere Menschen als die vorhandenen geschaffen werden. Es ist der alte Traum, dass das Leben und dass die Menschen *anders sein sollten als sie sind*.

Ein Traum, der menschenfreundlicher und menschengemässer erscheint, als er ist. Denn er trägt die gefährliche Ambivalenz aller utopischen Impulse in sich: einerseits die tröstende und vorwärtstreibende Kraft menschlicher Sehnsüchte nach einer besseren Welt, andererseits die moderne Hybris, den Plan und Hebel gefunden zu haben, um die ersehnte Welt auch herstellen und die Wunschbilder der utopischen Phantasie in einen konkreten Gesellschaftszustand überführen zu können. Das schlecht Bestehende einschliesslich seiner unzulänglichen Menschen muss damit umgestaltet oder weggeschafft werden. Und was das Schlechte des Bestehenden ist, bleibt einer Ideologie anvertraut, die die Gradmesser menschlichen Werts oder Unwerts und das Gesetz des Handelns zu kennen vorgibt. Der Wille zur Utopie zielt aufs Ganze, aufs absolute Gelingen.

Quasireligiöse Dynamik

Der grosse Sprung nach vorn, vom Noch-Nicht-Sein zum Sein, diese Tröstungen durch ein wirklich Neues, konnten Menschen immer wieder auf den Weg zum utopischen Ziel mitreissen. Utopien signalisierten die Lösung der Probleme als Erlösung und Rettung, als Endzustand. Die Erstmaligkeit und



Letztmaligkeit der Lösungsidee verlieh ihr ihre Unbedingtheit, Endgültigkeit und Heilsgewissheit, eine quasireligiöse Dynamik, die keine Zweifel zulies – im Unterschied zur religiösen Paradiesvorstellung allerdings auch kein Geheimnis. Denn der utopische Zielzustand erschien bekannt, denkbar und machbar. Mit der *«Hingerissenheit eines religiösen Schwärmers und mit der Bestimmtheit eines Mathematikers»*² würde die glückliche Gesellschaft und mit ihr der vollkommene oder der auf seinen reinen Ursprung zurückgeführte Mensch mit grösster Sicherheit zu erreichen sein: Der Sündenfall kann rückgängig gemacht werden – durch menschliche Anstrengung und in eigener Regie.

Die Kehrseite der schönen Vorhaben liegt im Sprung in eine «reine Zukunft», eine Rede, die wörtlich zu nehmen ist. Die Gesellschaften, die die utopischen Träume ausgemalt haben, müssen perfekt, heil, rein und bereinigt sein. Die utopiegemässen Gesellschaftsumbauten begannen oder endeten mit Akten des radikalen Säuberens, sie zeigten ihre furchtbaren Konsequenzen in der Gewalt ihrer Ausgrenzungsmaschinerien. Ohne politische, klassische oder ethnische Säuberungen war kein real-utopischer Ort zu haben. Der «militante Optimismus»³, den die utopischen Antworten auf die Übel der Gegenwart brauchten, wurde zu einem Machbarkeitsoptimismus, der mit Hilfe der Unbedingtheit des Willens und aller verfügbaren Machtmittel die Ausschaltung der Unpassenden und die Eliminierung der Überflüssigen praktizierte.

Herstellung der Utopie über Leichen

Der Traum sollte eigentlich zum Ende dieses Jahrhunderts ausgeträumt sein. Die moralischen Verwüstungen, die es uns hinterlassen hat, sind zugleich Verwüstungen der Utopieidee. Dieses Jahrhundert hat vorgeführt, was es bedeutet, wenn Utopien das werden, was sie werden wollen, nämlich *real*. Real wurden sie in den totalitären Systemen mit ihrer Suche nach den grossen Weltentwürfen, den endgültigen Auswegen und Lösungen, mit ihrer Faszination vom Menschheitsexperiment und neuen Menschen. Ohne die zukunftsfrohe und vereinigende Macht utopischer Impulse hätten diese Systeme sich wohl nicht legitimieren und die Komplizenschaft der Bevölkerungen nicht erreichen können. Das Ziel des erst zu schaffenden neuen Menschen rechtfertigte den «Gartenstaat» (Zygmunt Baumann), der nach rationalen Plänen umgestaltet, geplant, züchtet, jätet oder ausrottet, um das utopische Endprodukt, die *Endlösung sozialer Probleme* zu erreichen. Die Schöpfung eines neuen Menschen blieb keine schöne abstrakte Idee, sie wurde zur Alltagspraxis und zum höchsten

Ziel staatlicher Politik. Hergestellt werden sollte jeweils die eine Sorte Mensch, die der jeweiligen Utopie entsprach – der lasterfreie Mensch, der nordische Mensch, der arische Mensch, der Sowjetmensch, der sozialistische Mensch, der Übermensch – der Mensch mit einer neuen utopieaffinen Lebensweise, Weltanschauung und Moral. Für die Realisierung der Utopie gingen viele über Leichen. Die einen wurden gerettet, die anderen maltrahiert, die einen gefördert, die anderen verfeimt. Die Unverträglichen wurden mit mehr oder weniger gutem Gewissen geopfert – als Schädlinge, Abweichler, Nonkonformisten, Dekadente, Ungesunde, Volksfeinde, Rassenfeinde, Artfremde, Untermenschen, Nicht-Menschen.

«Kommunismus und Nationalsozialismus verbinden entgegen dem jeweiligen Selbstverständnis erhebliche Gemeinsamkeiten ... Beide Projekte sind auf eine Utopie hin angelegt und bedürfen zu ihrer Realisierung anstattlicher Gewalt. Durch ihre ungeheuerlichen Verbrechen haben sich beide Regime als Zwillingpaar des Schreckens in das Gedächtnis des 20. Jahrhunderts eingekerbt».⁴

Staatsprojekte und ihre Eliten machten sich mit professioneller Sachlichkeit und mehr oder weniger festgelegten Optimierungskriterien an die grosse Korrektur, die Umgestaltung und Homogenisierung des gesamten vorhandenen Gesellschaftsmaterials. Wirtschafts- und Verwaltungsfachleute, Bevölkerungswissenschaftler, Raumplaner, Statistiker, Agronomen setzten die gesellschaftssanitären Ideen weitgehend unbelastet von moralischen Skrupeln technisch und bürokratisch um und folgten einem Gestaltungsanspruch, nach dem ganze gesellschaftliche Klassen, Minoritäten oder Völker umgeschichtet, dezimiert oder zum Verschwinden gebracht werden sollten. Der realutopische Ort wurde zum Lebensort für die einen und zum Sterbensort für die anderen.

Menschen fallen wie Späne

Utopien müssen *hergestellt* werden. Jede Herstellung ist geleitet von einem Modell, nach dem das herzustellende Ding angefertigt wird: ein Prozess, der immer gewalttätig gegenüber dem «Ausgangsmaterial» (Hannah Arendt) ist. Bei technischen und handwerklichen Herstellungsgängen ist diese Gewaltanwendung selbstverständlich. Zur Herstellung eines Tisches muss Holz gespalten, zersägt, gehobelt, gefeilt werden. Wie Hannah Arendt gezeigt hat, beginnt das Problem, wo die Herstellungslogik nicht auf den ihr zukommenden Platz verwiesen wird, sondern Eingang in die Politik findet. Diese Ver-

suchung braucht bereits eine «terroristische Gesinnung»⁵. Die Herstellungslogik, die das harmlos scheinende Sprichwort *Wo gehobelt wird, da fallen Späne* beherzigt, lässt die Opfer wie unvermeidliche Späne auf dem Weg zum Ziel erscheinen. Alle Taten sind gerechtfertigt, die dem herzustellenden Endprodukt näherbringen. So folgten die Wege zu den gut- und den schlechtgemeinten Utopien «einer gnadenlos instrumentalisierten Vernunft»⁶, die alle machtpolitischen Mittel zum Zweck einsetzte und Massenvernichtung zum Sachzwang machte. Das Prinzip Herstellen hat in der Politik nichts zu suchen, weil diese es mit dem Zusammenleben der *Verschiedenen*, mit Menschen als *Handelnden* zu tun hat. Und sofern Menschen die Freiheit zum Handeln haben und wahrnehmen, ist ihr Handeln immer unabsehbar, unplanbar. *«Was daraus wird, wissen wir nie»*.⁷ Mit dem Modell des Herstellens, eingebracht ins Politische, wird menschliches Handeln überflüssig und hinderlich und werden Menschen als Handelnde und grundsätzlich Verschiedene aus dem Weg geräumt.

Exorzistischer Weg auch im Feminismus

Auch in der feministischen Geschichte haben utopische Vorstellungen immer wieder ihre Sogkraft bewiesen. So trieb die Suche nach einer gynozentrischen Welt und einem weiblichen «wildem Anderssein» manche utopische Blüten, die sich allerdings von den in Mauern eingeschlossenen Spiel- und Parkplätzen der patriarchalen Phantasie deutlich unterscheiden. Z.B. Mary Daly, die mit ihren Metaphern vom kosmischen Spinnen, Weben, Knoten, Flechten, Wirbeln und Spiralen zu «metapatriarchalen» Reisen verführen wollte, und Heide Göttner-Abendroth, die ihre Botschaft einer matriarchalen Religion auf die Formel *Du Gaia bist Ich* brachte. Hier ging es weniger ums ferne Utopia als um die Entdeckung eines anderen Lebens im Jetzigen, um sog. *«biophile Selbstfindung»*. Aber auch diese *«Teilnahme am Paradies»*⁸ war von einem emphatischen Säuberungswillen begleitet, einem Wunsch nach «gynästhetischer» Selbstreinigung, die vielerorts Teufelsaustreibungen gleichkam. Frauen sollten sich aufmachen, das falsche Selbst *«auszubrennen»*, die *«Eiterherde»* mit ihrer Doppelaxt *«wegzuhacken»*, *«zur Brandstiftung anzuspornen»*, Verseuchtes niederzubrennen, verschmutzte Gehirne zu entgiften. Eine höchst fragwürdige Heimat, die auf diesem exorzistischen Weg in Aussicht gestellt wurde, wiederum eine, die den Grossteil der vorhandenen Menschen als schlimmste Feinde betrachtete und weder intern noch extern mit ihnen koexistieren zu können meinte.

Das Selbstverständliche fordern und Wege finden mit den vorhandenen Menschen

Solche radikalen Töne sind heute allerdings kaum noch zu hören. Die feministische Arbeit kann das Prinzip Unzufriedenheit in keinem forschen Vorwärts auflösen und hat mit der Aussicht auf unbeantwortet bleibende Fragen zu leben gelernt. Die Herrschaftsanalyse, die Kern dieser Arbeit ist, verweigert sich dem «Wärmestrom» utopischer Hoffnungen und ist eher vom «Kältestrom der Kritik» durchzogen – ein erfrischender Widerspruch zum Vorurteil weiblicher Gefühlsnähe. Feministische Kritik hat eher ein Repertoire hervorgebracht, mit dem der Geist der Utopie als Phänomen der Moderne und damit als klassisch patriarchales Symptom durchschaubar wurde. Sie hat sich von der patriarchalen Herstellungslöge distanzieren, vielleicht gezwungenermaßen freihalten können. Heute fordert feministische Kritik kaum mehr als Selbstverständliches ein: die Achtung der Menschenwürde und Menschenrechte aller – und dieses Selbstverständliche verlangt nicht weniger, sondern mehr als jede utopische Konstruktion. Ein menschlicher Wohnort entsteht nur in der permanenten Anstrengung, Wege mit den vorhandenen Menschen zu finden. Mit ihnen müssen wir auskommen – auch mit den banalen, den schlummernden und den agierenden Ungeheuern.

Eine Gesellschaft, die gleichberechtigt, gerechter und freier werden will, sucht ihren Weg in einem ständigen Prozess der Ungewissheit und Reflexion, der Aufklärung und Selbstaufklärung, der öffentlichen Urteils- und Meinungsproduktion. Gerechtigkeit und Selbstbestimmung sind demokratische Prinzipien, keine Utopien. Denn ihr Ausgang bleibt immer offen, sie sind nicht von einem Endpunkt aus gedacht, jedenfalls keinem, den irgendein Mensch kennen kann. Ihre potentielle Kraft liegt darin, virulent zu bleiben, ein nicht abstellbarer Stimulus. «Sobald die Idee der Gerechtigkeit und die der Selbstbestimmung einmal erfunden sind, ist es unmöglich, sie zu vergessen. Sie werden uns bis zum Ende der Welt verfolgen und bedrängen».⁹ Dieses Verfolgt- und Bedrängtwerden führt nicht in die konsequente Aufbauleistung und niemals in den sicheren Hafen einer Utopie. Es schafft keinen linearen Prozess und keine pfeilgerade Zeit, sondern ein ständiges Auf und Ab von Versuchen, die alle die Unzulänglichkeiten menschlicher Fähigkeiten spiegeln, manchmal aber auch eine Veränderungsphantasie, die die Wirklichkeit mit ihren erweiterten, vielleicht besseren Möglichkeiten konfrontiert. Wir müssen akzeptieren, dass die Utopie tatsächlich ein Nirgendwo bleibt, solange es Menschen gibt. Uns

bleibt nichts als die Demokratie und deren Demokratisierung.

Auch wenn der Abschied von den heilen Projekten nicht leichtfällt und viele das utopische Heimweh wie einen Symptomschmerz mit sich führen, auch wenn Menschen sich zu allen Zeiten eine andere Welt ausgemalt haben und die gegebene vielleicht kaum ertragen könnten, ohne sich eine andere vorzustellen, kommen wir um die nüchterne Einsicht nicht herum, dass Wunschvorstellungen dazu da sind, erträumt, erdacht, gelesen, gedeutet zu werden, um die gegenwärtige Kritik zu inspirieren. Mehr nicht. «Das Utopische ist in uns oder es ist nicht» (Petra Caysa).

Christina Thürmer-Rohr, Jahrgang 1936, Professorin am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Technischen Universität Berlin mit dem Schwerpunkt «Feministische Forschung/Menschenrechte». Zahlreiche Veröffentlichungen, u.a. *Vagabundinnen. Frankfurt am Main 1999. Verlorene Narrenfreiheit. Berlin 1994. Neugier und Askese. Vom Siechtum des dialogischen Prinzips. In: T. Greven/O. Jarasch (Hsg.): Für eine lebendige Wissenschaft des Politischen. Frankfurt am Main 1999.*

- 1) Z.B. Christina Thürmer-Rohr: Abscheu vor dem Paradies, In: *Vagabundinnen. Feministische Essays. Berlin 1987.*
- 2) Emil M. Cioran: *Geschichte und Utopie. Stuttgart 1979.*
- 3) Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung. Erster Band. Frankfurt am Main 1980.*
- 4) Dan Diner: *Das Jahrhundert verstehen. Eine universalhistorische Deutung. München 1999.*
- 5) Hannah Arendt: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. München 1986.*
- 6) Götz Aly/Susanne Heim: *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine europäische Ordnung. Frankfurt am Main 1993.*
- 7) Hannah Arendt: Fernsehgespräch mit Günter Gaus. In: *Ich will verstehen. München 1996, S. 70.*
- 8) Mary Daly: *Gyn/Ökologie. München 1981, S. 26*
- 9) Zygmunt Bauman: *Ansichten der Postmoderne. Berlin 1995, S. 262.*

«Das Ganze wollen»

Utopisches Denken

Ursula Vock

«Das Patriarchat ist zu Ende. Die Frauen glauben nicht mehr daran und damit ist es zu Ende.»¹ Diese These ist charakteristisch für eine feministische Theorie und Praxis, die in den letzten Jahren von italienischen Frauen entwickelt worden ist. Den Frauen um den Mailänder Frauenbuchladen und die Philosophinnengemeinschaft Diotima aus Verona gelingt es immer wieder, über das Bestehende hinauszudenken und dabei provokative Perspektivenwechsel vorzunehmen.

Feministinnen verschiedener Prägung waren bisher vor allem stark in der Kritik an den bestehenden Verhältnissen. Hintergrund dieser Kritik waren natürlich immer auch Utopien von einer anderen Gesellschaftsordnung; Neuentwürfe wurden jedoch kaum ausformuliert² oder setzten ungewollt die alten androzentrischen (männerzentrierten) Denkmuster fort.

Utopie Gleichberechtigung

So orientiert sich etwa die Utopie einer egalitären, gleichberechtigten Gesellschaft immer noch am Masstab Mann. Luise Pusch hat das so auf den Punkt gebracht: «Als ich klein war, wollte ich Schuster werden, nicht Schusterin. Schusterinnen gab es nicht. Ich hatte nur die Wahl, entweder etwas zu werden, was ich als Mädchen nicht werden konnte (Schuster) oder etwas, was es nicht gab (Schusterin). Alles Essig – so oder so.» Hält das kleine Mädchen also an ihrem Wunsch fest, dann ist ihr dabei ihr Frausein hinderlich; will sie aber Frau sein, dann muss sie darauf verzichten ihren Wunsch zu realisieren.

Zwei Welten – bestimmt durch den Masstab Mann

Das Dilemma des kleinen Mädchens, das Schuster werden wollte, hängt zusammen mit der androzentrischen Ordnung unseres Denk- und Symbolsystems. In unserer Sprache und in unseren Vorstellungen von Welt sind Mann und Frau (immer noch) ganz bestimmte Eigenschaften und Bereiche



zugeordnet, die gegensätzliche oder sich ergänzende Paare bilden: Subjekt – Objekt, Vernunft – Gefühl, Kultur – Natur, Öffentlich – Privat, Freiheit – Abhängigkeit. Diese Begriffspaare verhalten sich zueinander wie Mann und Frau; die Welt wird dadurch eingeteilt in eine 'männliche' und eine 'weibliche' Sphäre. Die Begriffe innerhalb dieser beiden Sphären definieren sich aber auch untereinander: was Männer tun, macht sie zu Subjekten, sie sind vernünftig, sie überschreiten die Natur mit kulturellen Leistungen, sie bewegen sich in der Öffentlichkeit und verwirklichen dort ihre Freiheit. Dagegen ordnet, was Frauen tun, diese dem Objektbereich zu: was Frauen tun, ist Ausfluss ihres Gefühls oder ihrer Natur, es hat im Privatbereich seinen eigentlichen Ort und macht sie unfrei.

Die Begriffe aus der 'männlichen' Sphäre sind zudem in unserer Gesellschaft mehr wert als die Begriffe aus der 'weiblichen' Sphäre.

Die beiden Begriffsreihen stehen sich nicht gleichwertig gegenüber, sondern in der 'weiblichen' ist aufgeführt, was übrigbleibt, nachdem die 'männliche' bereits besetzt und definiert ist: die Frau ist 'das andere des Mannes'. Die dem 'Mann' zugeordneten Begriffe gelten aber als allgemeinemenschlich: der Mensch ist ein Lebewesen, das durch seine Vernunft die Natur überschreiten kann und kulturelle Leistungen hervorbringt. Das Allgemeine (der Mensch) fällt in dieser gängigen Definition mit

dem Besonderen (der Mann) zusammen.

Im falschen Körper

Die Forderung nach Gleichberechtigung löst diese androzentrischen Wertvorstellungen nicht auf. Wenn Frauen gleiche Rechte verlangen, ist das gleichbedeutend mit einem Eintritt in die 'Männerwelt'. Damit ist zwar bewiesen, dass Frauen auch denken und öffentlich wirksam werden können. Was 'Denken' ist, was 'öffentlich' ist und was nicht, wird weiterhin vom Massstab 'Mann' her definiert. Der Preis, den Frauen dafür bezahlen, ist hoch: eine Frau muss in der Regel nicht nur gleich gut, sondern besser sein als ein Mann in der gleichen Situation. Und auch wenn sie 'ihren Mann stellt', verweist ihr Körper immer noch auf die Assoziationskette Objekt, Gefühl, Natur etc. Ihr Geschlecht stellt sich also quer, sie lebt sozusagen im 'falschen Körper'. Auf den Punkt gebracht haben die Mailänderinnen diese Spannung in der grünen Sottosopra von 1983.³ Einige Jahre darauf erschien das Buch «Non credere die avere dei diritti» (Glaub nicht, Rechte zu haben), das 1989 auf deutsch herauskam unter dem Titel «Wie weibliche Freiheit entsteht».⁴

Weibliche Freiheit

Darin denken die Autorinnen über zwanzig Jahre Frauenbewegung nach und kommen zum Schluss, dass weder die Gleichstellungspolitik noch der Se-

paratismus Frauen aus dem oben beschriebenen Dilemma befreien kann. Denn auch der Separatismus orientiert sich in der Abgrenzung immer noch am androzentrischen Symbolsystem. Nicht anders geht es einem «Weiblichkeitsfeminismus», der die traditionell den Frauen zugeordneten Bereiche wie Gefühl und Naturverbundenheit höher zu werten versucht. Die androzentrische Ordnung wird auch damit nicht grundsätzlich in Frage gestellt.

Das Utopische im Denken der Italienerinnen setzt meiner Meinung nach an diesem Punkt an. Wie können Frauen dieser scheinbar ausweglosen Situation entkommen? Wie kann eine Frau frei, Subjekt sein, sich in der Welt einen Sinn geben? Wie wir gesehen haben, konfrontiert das Frauen innerhalb des androzentrischen Denksystems mit den gleichen Schwierigkeiten, die das kleine Mädchen hatte, das Schuster werden wollte.

Anspruch aufs Ganze

Das androzentrische Denk- und Symbolsystem gibt vor, für alle Menschen zu sprechen, obwohl es sich am Mann als Massstab orientiert. Darum muss die biologische Tatsache der Zweigeschlechtlichkeit explizit in unserem Denken und in unserer Sprache sichtbar gemacht werden. Die Philosophinnen-gemeinschaft Diotima sagt: «Der Mensch ist zwei».⁵ Das bedeutet, dass jedes Thema aus Politik, Wirtschaft, Privatleben immer aus zwei Blickwin-

keln betrachtet werden muss. Das Geschlecht muss als das Denken, Reden und Handeln bestimmende Grösse immer mitgedacht werden, und zwar von Frauen und Männern. Es gibt kein neutrales, angeblich allgemein menschliches Sprechen mehr, denn jeder Mensch ist entweder Mann oder Frau, es gibt kein neutrales Menschsein.

Die Konsequenz davon ist, dass sich Frauen nicht mehr bei allen Themen die 'allgemeine' Perspektive aneignen müssen. Sie können sich auf ihre eigene Perspektive und die anderer Frauen konzentrieren, ohne sich dauernd ungenügend zu fühlen. Diese Perspektive wäre dann genauso(wenig) allgemein, wie es die sogenannte allgemeine Perspektive der Männer ist.

Dieser Ansatz ist keineswegs zu wechseln mit dem Slogan «Die Hälfte der Welt gehört den Frauen». Er ist radikaler: Die ganze Welt den Frauen – im Wissen darum, dass Frauen und Männer sich diese Welt teilen. Der Androzentrismus, und damit die Aufteilung der Welt in ein männliches Allgemeines und ein weibliches 'anderes', kann nur aufgebrochen werden, wenn Frauen für sich das Ganze in Anspruch nehmen und neu definieren.

Frauen sind anderes und anderes und anderes (Cornelia Klinger)

Voraussetzung dafür ist, dass Frauen sich ihren Zugang zur Welt durch andere Frauen vermitteln lassen, und nicht mehr, wie im Emanzipationsdenken, durch Männer. Nur so kann es gelingen, Freiheit und Frausein, Subjektsein und Frausein zusammenzudenken. Utopisch am Denken der Italienerinnen ist gerade, dass sie Frausein nicht inhaltlich festlegen. Frau bin ich aufgrund der Tatsache, dass ich einen weiblichen Körper habe. Diese Tatsache aber soll gesellschaftlich Bedeutung erlangen; Frausein soll nicht mehr mit Minderwert verbunden werden.

Abgesehen aber von der 'biologischen Gleichheit' bringt das Denken der Geschlechterdifferenz die Vielfalt von Frauenleben und die Unterschiede zwischen Frauen ins Spiel.

Der symbolische Tausch

Zum Prinzip der Gleichheit gehört nach Auffassung der Italienerinnen die Forderung nach Rechten, und dadurch ergibt sich eine einseitige Abhängigkeit von einem Gegenüber, das einem diese Rechte gewährt. Zur Idee der Ungleichheit hingegen gehört der Tausch: Ich habe etwas und bin bereit, dies in der Beziehung mit jemand anderem gegen etwas einzutauschen.

Eine Tauschbeziehung ist es nun auch, die Frauen gesellschaftlichen Mehrwert vermitteln soll. Die Italienerinnen beobachteten, dass Unterschiede und Ungleichheit unter Frauen sehr viel Neid

auslösen. Statt diesen Neid negativ zu bewerten, versuchen sie ihn zu verstehen. Neid, so sagen sie, weist hin auf einen Mangel: die andere hat oder kann etwas, was ich nicht habe oder kann. Und dahinter versteckt sich ein Wunsch, ein Begehren nach dem, was die andere mir voraus hat. Also kann zwischen zwei ungleichen Frauen eine Tauschbeziehung in Gang kommen.

«Mutter ist, wer mein Begehren stärkt»

Eine Frau, die mir etwas voraus hat, kann mir etwas von ihrer Kompetenz vermitteln. Sie kann meinen Wunsch anerkennen, mein Begehren stärken und mir helfen, meinen Wunsch zu verwirklichen. Voraussetzung dafür ist, dass ich ihre Kompetenz anerkenne und den Wert, den sie dadurch für mich hat. Die Beziehung, die auf diese Weise zu Stande kommt, nennen die Italienerinnen 'affidamento-Beziehung'. Affidarsi heisst 'sich anvertrauen'. Eine Frau, die sich eine soziale Existenz verschaffen möchte, sucht sich eine andere Frau, die für sie ein 'Mehr' verkörpert, als Vermittlungsinstanz zwischen sich und der Welt. Die Frau, die für die andere ein 'Mehr' verkörpert, nimmt dadurch symbolisch die Position und Funktion einer Mutter ein. Diese symbolische Mutter macht möglich, was im androzentischen Symbolsystem nicht möglich war: wenn das kleine Mädchen vom Anfang nämlich eine Schusterin erlebt, dann fallen ihr Berufswunsch und ihr Geschlecht nicht mehr auseinander. Wenn eine Frau Freiheit verkörpert, dann schliessen sich Frausein und Freiheit nicht mehr aus.

Die geschilderte Beziehung ist aber nicht einseitig – es geht ja um einen Tauschhandel: die Frau in der Mutterposition erhält von der 'Tochter' im Tausch gegen diese Vermittlung Anerkennung. Dadurch wird ihr Wert in der Öffentlichkeit sichtbar und Frausein erhält gesellschaftliche Bedeutung.

Die Stärke(n) sehen

Das Verdienst der Italienerinnen ist nicht etwa, dass sie diese Beziehung erfunden hätten, sondern dass sie etwas in Sprache gefasst und damit ins Bewusstsein gehoben haben, was unter Frauen längst stattfindet. Ziel der Italienerinnen ist es, auf diese Weise eine weibliche Genealogie zu schaffen, die Frauen ein symbolisches Bezugssystem zur Verfügung stellt, in dem sie sich verorten können, ohne den eigenen Körper verleugnen zu müssen.

Utopisch an ihrem Denken sind immer wieder überraschende, zum Teil auch provokante Perspektivenwechsel. Merkmal dieser Perspektivenwechsel ist, dass sie bei dem ansetzen, was schon ist, und nicht auf das starren, was alles noch fehlt. So richtet sich der

Blick statt auf die Schwäche auf die Stärke der Frauen, statt auf den Neid auf den Wunsch, statt auf das Patriarchat auf das Ende des Patriarchats. Versuchen wir, den Perspektivenwechsel mitzumachen: Leben und denken wir einmal so, wie wenn das Patriarchat zu Ende wäre und schauen wir, ob wir damit nicht mehr erreichen, als wenn wir das Patriarchat immer wieder heraufbeschwören.

Ursula Vock ist Pfarrerin in Möriken/AG und Mitglied der FAMA-Redaktion.

1) *Libreria delle donne di Milano, Das Patriarchat ist zu Ende. Es ist passiert – nicht aus Zufall, Rüsselsheim, Göttert Verlag 1996. Vgl. auch Luisa Muraro, Freuden-sprünge, in: Emanzipation 1/96, S.10–11 und Diskussion in 2/96 und 3/96.*
2) *Im Roman «Die Töchter Egalías» beschreibt Gerd Brantenberg eine Umkehrung der bestehenden Verhältnisse, die zu einer bissigen Satire aufs Patriarchat wird.*
3) *Sottosopra verde, Più donne che uomini, Fasciolo speciale die Sottosopra, 1983; deutsche Fassung unter dem Titel «Mehr Frau als Mann», übersetzt von Lilo Schweizer, 1984.*
4) *Libreria delle donne di Milano, Wie weibliche Freiheit entsteht, Berlin: Orlanda 1989 (2. Aufl.).*
5) *Philosophinnengemeinschaft Diotima, Der Mensch ist zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz, Wien: Wiener Frauen-verlag 1989.*

Der geöffnete Himmel

Biblische Utopien am Beispiel der J ohannes-Apokalypse

Luzia Sutter Rehmann

Befreiungstheologie liest Apokalyptik als Widerstandsliteratur¹, weil in ihr Stimmen vom Rande, aus der politischen Marginalität laut werden. *Apokalyptein* (griechisch) heisst «aufdecken, enthüllen, entlarven, offenbaren». Apokalypse meint Enthüllung der wahren Verhältnisse, Aufdecken der Misswirtschaft, Entlarven der versteckten Gewalt und Offenbaren der Notwendigkeit von Umkehr. Für die Privilegierten dieser Welt kann «Apokalypse» zum Untergang führen. Für die Hungrigen und Marginalisierten aber weckt «Apokalypse» die Hoffnung, dass es nicht immer so weitergehen muss wie bisher. In der Offenbarung geht es immer wieder um das Öffnen von Türen, Siegeln, Büchern, des Himmels und des Schosses der Erde. Öffnen hat mit Hoffen zu tun. Johannes eröffnet imaginären Raum, damit sich Räume in unserem Innern auftun, Hoffungskräfte wachsen und Utopien entstehen können. Wenn in 4,1 der Himmel geöffnet ist, teilen wir mit dem Seher Johannes einen Blick in eine andere Welt. *Der Himmel ist die Utopie überhaupt*, denn, was auch immer er sein mag, er ist kein Ort auf der Erde. Wenn die Erde aber als Herrschaftsraum der Unterdrücker entlarvt wird, dann wird der Himmel zur Gegenwelt. Diese andere Welt ist keine metaphysische Konstruktion eines Jenseits und hat nichts mit dualistischer Erdverachtung zu tun. Es ist *ein politisches Jenseits dieser Geschichte*, die von Gewalt geprägt erscheint.

Unter dem Tisch: ein Ort des Lebens

Wie muss die Welt beschaffen sein, dass bereits der Blick auf einen möglichen Unterschlupf eine Utopie darstellt? Die Vision der vier Reiter, die Gewalt, Krieg, Krankheit und Hungersnot bringen, offenbart ihre *Qualität* (6,1–8). Die Gegenwart wird beängstigend erlebt und vom Seher dramatisch gezeichnet. Viermal wird er aufgefordert, genau hinzusehen. Schaut er denn jedesmal wieder weg? Nimmt er nur widerstrebend wahr, was geschieht auf

dieser Welt? Doch die fünfte Vision ist eine Unterbrechung der Gewaltreihe: Johannes sieht zum Erstenmal von alleine hin (6,9). Er sieht die Opfer der Gewalt, die Ermordeten. Damit findet eine Wendung der Perspektive statt, not-wendigerweise! Zudem haben die Ermordeten eine Stimme, während die Reiter stumm waren. Sie schreien: wie lange noch, Gott? Sie fordern ihr Recht ein. Diese Gruppe befindet sich unter dem Tisch Gottes. Sie wurden unter den Tisch gefegt, zum Verstummen gebracht. Doch ihr Protest ist lebendig, ihre Forderungen sind nicht tot zu kriegen. *Unter dem Tisch ist Widerstand möglich*.

Dies scheint mir eine Erfahrung randständiger Menschen. Es gibt Orte, in denen Leben möglich ist, obwohl niemand es für möglich hält. Gerade dieses Nicht-für-möglich-Halten lässt das Wachsen unter dem Tisch zu. Es gibt diese Maulwurf-Strategie in vielen Befreiungsbewegungen: Ohne von den Mächtigen wahrgenommen zu werden, können Gebiete unterwandert werden. In der Offb sieht das so aus: Nach dem Protest der Opfer unter dem Tisch bebte die Erde und die Sterne fallen vom Himmel, Mond und Sonne verfärbten sich. Die Könige samt ihrem Herrscherapparat bekommen es mit der Angst zu tun. Sie flehen zu den Bergen, sie vor dem Zorn Gottes zu schützen (6,16). Die bebende Erde erscheint bei Johannes als Verbündete der Opfer. Sie schützt die Reiter ab. Denn sie kommen nicht mehr zurück ins Bild.

Ihr wurden Flügel des Adlers gegeben

Auch dieser Vers (12,14) enthält eine Utopie: einer fliehenden, bedrohten Frau wachsen Flügel. Statt klein beizugeben¹ wächst diese Frau über sich selbst hinaus. Sie überwindet Distanzen und Räume. Denn die fliehende Frau ist unterwegs zu der in der Wüste verborgenen Gruppe von 12,6, die sie ernährt und von der es heisst, sie sei *ein Ort, von Gott bereitet*. Auch dieser Ort in der Wüste ist wie der Himmel *die Utopie überhaupt*, denn in der Wüste gibt es nur Un-Orte, wie Wüstenei, Einöde, Wildnis – das Jenseits der Zivilisation. Doch dieses Jenseits entpuppt sich unter dem apokalyptischen Blick als Ort des Lebens. Einen Ort zu haben auf dieser Erde, die ernährt, trägt und unendlich schön ist, ist eine tiefe Sehnsucht vieler Menschen. Im Leben der Heimatlosen, Kriegsvertriebenen um Johannes muss diese Utopie zentral gewesen sein, denn sie steht in der Mitte, im Zentrum der Offenbarung.

Das Gedächtnis Gottes

Apokalyptische Gerichtsszenen wurden oft gemalt. Natürlich sind sie nicht beliebt. Doch dürfen sie nicht moralisie-

rend gelesen werden. Das Gedächtnis Gottes als Hoffnung der Armen (19,11–15) ist ein Hoffnungsbild, eine Utopie. Eines Tages wird die Wahrheit ans Licht kommen, die Erschlagenen werden erzählen und ihre Mörder werden zuhören müssen. Eines Tages. Diese Aussicht, die sich nicht von Fakten und Siegern verbauen lässt, basiert auf dem Vertrauen in das tiefe Gedächtnis Gottes. Gott hört die Schreienden. Darauf bauen die schreienden Hebräer in der Sklaverei Ägyptens. Aber auch die Schreie der Ermordeten unter dem Tisch (6,10) oder die Schreie der vom Drachen gequälten Frau (12,2) werden erhört, sind nicht vergebens. Eines Tages wird Gericht gehalten, werden die Bücher geöffnet, öffnet die Erde ihre Kammern und entlässt alle Toten, damit sie am Gericht teilnehmen können. Das Gericht Gottes verstehe ich als *Heilungsvision* für alle Verletzten. Der Prozess der Wahrheitskommission in Südafrika zielt auf Versöhnung, will Wahrheit und Gerechtigkeit zusammenbringen. Verbrechen müssen aufgearbeitet und verurteilt werden. Dazu gehört auch die erschütternde Arbeit, die im Moment im Balkan geleistet werden muss: die Exhumierung aus Massengräbern. Das Öffnen der Erde offenbart die Grausamkeit der Täter, das Öffnen der Bücher ist entlarvend für die MittäterInnen – aber notwendig für alle, um zu einem neuen Leben aufstehen zu können.

Das Gericht Gottes bleibt richtungsweisend für die, die leiden oder gelitten haben. Wo Tränen abgewischt werden, wohnt Gott unter den Menschen (21,3–4). Wo die Blätter der Bäume die Völker heilen (22,2) und das Wasser des Lebens umsonst zu haben ist (22,17), jubeln die Erde und ihre BewohnerInnen! Weder Hunger noch Durst, weder Sonne noch irgendeine Glut (7,16), sondern heilende Wälder und fließende Wasser für alle – solche Visionen finden sich auch in öko-sozialen Entwicklungsprogrammen. Diese Visionen erhalten nicht nur das Utopische als Hoffungskraft, sondern weisen einen Weg, den zu gehen jetzt schon die Gegenwart verändert.

Luzia Sutter Rehmann promovierte über Apokalyptik im Neuen Testament, ist zur Zeit freischaffende Forscherin und Mutter, wohnhaft in Basel.

1) Jürgen Ebach, «Apokalypse – Zum Ursprung einer Stimmung». In: *Einwürfe* 2/1985 (S. 5–61); Pablo Richard, *Apokalypse – Das Buch von Hoffnung und Widerstand*. Luzern 1996; Luzia Sutter Rehmann, *Vom Mut, genau hinzusehen. Feministische-befreiungstheologische Interpretationen zur Apokalyptik*. Luzern 1998.

Halbe-Halbe... das aber ganz!

Gerechte Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern

Theres Spirig-Huber

14

Halbe-Halbe, das war für meinen Partner und mich schon immer klar, lange bevor wir zusammenzogen, lange bevor wir zusammen Kinder hatten. Wir hatten beide Theologie studiert, und es war für uns selbstverständlich, dass wir beide diesen Beruf auch ausüben wollten. Zudem war es für uns beide wichtig, Zeit für Freiwilligenarbeit und gesellschaftspolitisches Engagement zu haben. Wir initiierten zusammen einen Weltladen und eine Autoteiletgenossenschaft. Ich engagierte mich z.B. entwicklungspolitisch und im Asylforum. Es war uns wichtig, gerade als Paar ohne Kinder, das von 100% Einkommen leben konnte, nicht mehr als 100% vom Kuchen bezahlter Arbeit zu beanspruchen und einen Beitrag in unbezahlten Bereichen zu leisten. Beide möchten wir diese Erfahrungen in der Freiwilligenarbeit auch nicht missen. Wir erlebten und erleben es als Chance, uns in sehr verschiedenen Bereichen zu bewegen.

Mit den Kindern kam eine neue Welt hinzu...

Mit den Kindern kam eine ganz neue Welt hinzu. Wie oft war ich froh, die Wohnungstüre hinter mir zu schliessen und in die Arbeitswelt ausser Haus einzutauchen. Die war (relativ) vernünftig, geordnet und planbar, mit eher sichtbaren Ergebnissen. Andererseits hätte mein Partner sich nicht vorstellen können, nicht die Hälfte der Zeit mit den Kindern und im Haushalt zu verbringen. So elementar und lebenswichtig ist es für ihn, als Vater mit den Kindern Alltag zu leben.

Jede Situation von Arbeitsteilung spezifisch wahrnehmen

Unsere beiden Töchter sind mittlerweile im Pubertätsalter. In all den Jahren haben mein Partner und ich uns beruflich immer wieder neu organisiert. Wir haben verschiedene Modelle von Arbeitsteilung gelebt. Zuerst teilten wir uns eine 100%-Stelle in einer Pfarrei. Da war es für uns wichtig, unsere Be-

reiche und Zuständigkeiten klar abzugrenzen. Viele Leute hatten jedoch die Erwartung, wir seien gegenseitig über alles informiert, sowieso der gleichen Meinung und würden auch füreinander Entscheidungen treffen. Wir selber merkten erst nach Jahren, dass wir mindestens 200% für unseren Lohn leisteten – dank gemeinsamem Engagement in einem Arbeitsfeld unbegrenzter Möglichkeiten und nicht sehr bewusster Auseinandersetzung mit solchen Fragen!

Nach gut fünf Jahren wechselten wir in verschiedene Teilzeitanstellungen ausserhalb der Pfarreiarbeit. Wir erfuhren, was es heisst, Stellen zu suchen und zu finden, die uns inhaltlich entsprachen und die geographisch, umfangmässig, zeitlich und finanziell zueinander passten.

Seit über drei Jahren bin ich freiberuflich tätig. Ich arbeite viel mehr Stunden und bin zudem weiträumig unterwegs, um weiterhin die Hälfte des Einkommens zu gewährleisten. Die freiberufliche Arbeit ist auch sehr unregelmässig übers Jahr verteilt. Das erfordert von uns allen eine sehr hohe Flexibilität, und ich höre unsere jüngere Tochter, die – darauf angesprochen, was sie zu unserem «Modell» finde – antwortet: «Ich möchte, dass ihr beide, Ludwig und du, Halbe-Halbe zuhause seid, am liebsten beide mit dem Arbeitsplatz zuhause, damit wir immer alle zusammen essen könnten. Ich finde es nicht gut, dass du viel mehr weg bist als Ludwig.» Damit trifft sie den Nagel auf den Kopf. Ich möchte selber gerne mehr mit den Kindern sein und im Haushalt arbeiten. Ich erfahre am eigenen Leib, wie jede Situation von Arbeitsteilung ihre spezifischen Chancen und Grenzen hat und in der Beurteilung spezifisch wahr- und ernstgenommen werden muss, wenn frau/man ihr gerecht werden will.

«Ihr seid natürlich privilegiert»

«Ihr seid natürlich privilegiert: beide mit Studium und erst noch dem gleichen. Bei uns ist das eben ganz anders, und überhaupt ist das natürlich selten.» Solche und ähnliche Sätze höre ich oft. Und das hat was für sich. Als Theologe und Theologin in der kirchlichen Arbeit Halbe-Halbe zu realisieren, war wirklich möglich – obwohl es anfangs der 80er-Jahre noch gar nicht einfach war, Pfarreien zu finden, die das wollten. Und trotzdem: Wir verzichteten auf mehr als 100% Einkommen, von den Sozialleistungen her werden wir noch im Alter benachteiligt sein, Teilzeit und Karriere schliessen sich noch immer fast aus. Es bedeutete auch, all den inneren Stimmen ausgesetzt zu sein, die z.B. «wissen», dass die Kinder gerade in den ersten Jahren primär die Mutter brauchen. Ganz abgesehen von all den expliziten und impliziten Reaktionen

aus der Umwelt. Eine bleibt mir besonders in Erinnerung: Als unsere damals noch kleine Tochter eine Zeit lang viel weinte auf dem Spielplatz, sagten Nachbarinnen mir ins Gesicht, dass ich halt zu wenig zu Hause sei. Weder mein Partner als Vater noch ich in meiner berufstätigen Rolle wurden ernst genommen. Für viele ist es zu bedrohlich, sich solchen Möglichkeiten selber zu öffnen. Da ist Nicht-Wahrnehmen oder Abwehr (bis zu Ausgrenzung, die ich auch erfahre) ein häufig angewendetes Gegenmittel.

Wer kann sich Halbe-Halbe leisten?

Die Frage bleibt natürlich bestehen: Wer kann sich heute Halbe-Halbe überhaupt leisten? Die ungerechte Verteilung aller gesellschaftlich notwendigen Arbeit zwischen den Geschlechtern, ihre geschlechtshierarchische Aufteilung, ist in unserer Gesellschaft dermassen zementiert.

Da taucht all die – vorwiegend von Frauen geleistete – unbezahlte Arbeit auf: die Familienarbeit, Kindererziehung, Hausarbeit, Pflege von Angehörigen und NachbarInnen, Botengänge für diese und jene, unentlohnte Arbeit in sozialen Einrichtungen, in der Kirche usw. Es tauchen all die Untersuchungen auf, wie wichtig weibliche und männliche Bezugspersonen für das Aufwachsen von Kindern sind. Es tauchen die Tatsachen auf, dass Frauen nach wie vor für gleichwertige Arbeit schlechter bezahlt sind als Männer, dass vorwiegend Frauen in Niedriglohnbranchen und unter schlechten Arbeitsbedingungen arbeiten, dass Frauen schlechte Aufstiegschancen haben usw.

Es gibt verschiedenste Untersuchungen, die belegen, dass die Frauen gesamthaft (bezahlt und unbezahlt) wesentlich mehr arbeiten als die Männer, hingegen viel weniger verdienen.¹ Eine egalitäre Verteilung von Erwerbs- und Nichterwerbsarbeit wäre für Männer mit einer erheblichen Abgabe von Einkommen und Macht verbunden:

- Frauen würden knapp 10% weniger Arbeitsstunden leisten, Männer 10% mehr.

- Frauen würden fast das Doppelte verdienen, Männer 1/3 weniger.

Arbeitsverteilung hat sehr viel mit Macht zu tun und infolgedessen mit der Qualität von Entscheidungen in Wirtschaft, Politik, Kirche, Gesellschaft, Familie.

Konkrete Utopie – im Alltag...

Gerade deshalb ist eine gerechte Arbeitsverteilung unverzichtbar – und zwar als konkrete Utopie im Alltag.

Und schon höre ich all die Einwände, Sätze wie: Wir möchten schon, aber ...

... dann verdienen wir zu wenig.

... in unserer Branche ist das nicht möglich.



... meine Frau ist froh, aus dem Beruf aussteigen zu können.

... was sagen dann die Nachbarn?

... in Kaderpositionen ist das undenkbar.

... wir können die Kinderbetreuung nicht organisieren.

... undsoweiterundsofort.

Ja, die inneren und äusseren Barrieren sind zahllos. Trotzdem bin ich überzeugt, dass unsere Zukunft davon abhängt, dass Frauen wie Männer zu gleichen Teilen an allen Lebensbereichen beteiligt sind, darin Verantwortung tragen und Entscheidungen fällen. Ebenso klar ist, dass diese Utopie abgekoppelt vom privaten, alltäglichen Leben keine Chance hat. Gleichzeitig kann es nicht darum gehen, auf der privaten Ebene nach dem alten Dogma «Der Mann 100% erwerbstätig und Ernährer der Familie, die Frau zuständig für das Innere und die Reproduktion des Mannes» ein neues zu etablieren im Sinn von «Jede Frau und jeder Mann im erwerbsfähigen Alter leistet konsequent 50% bezahlte und 50% unbezahlte Arbeit». So viele gesellschaftliche, wirtschaftliche und private Faktoren beeinflussen die Aufteilung der Arbeit, dass eine solche allgemeine Forderung zur Überforderung würde. Darum geht es auch gar nicht.

Halbe-Halbe ist eine gesellschaftliche Utopie. Privat soll eine möglichst grosse Wahlfreiheit gewährleistet sein, damit Frauen und Männer die Frage der Aufteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit immer wieder neu aushandeln und entscheiden können, aktuellen Situationen anpassen können. So kann es verschiedene Phasen mit ganz verschiedenen Modellen geben. Um diese Wahlfreiheit zu gewährleisten, müssen viele gesellschaftliche und wirtschaftliche Voraussetzungen erfüllt sein, wie z.B. das Recht jedes Menschen auf eine eigenständige, geschlechts- und zivilstandsunabhängige Existenzsicherung.²

Gleichzeitig geht es um sehr tief verankerte Bilder, die Veränderungen verhindern, Bilder von Mutter- und Vatersein, von Erziehung, vom Wert von bezahlter und unbezahlter Arbeit, von privater und gesellschaftlicher Verantwortung für die nachkommenden Generationen usw.

Die Freiheit der Wahl

Daran zeigt sich, wie sich gerade in der Frage der Arbeitsteilung Gesellschaftliches und Privates intensiv überschneiden. In meiner Arbeit mit Paaren, die sich in Austauschgruppen zu Fragen der Rollenteilung treffen, oder mit Wiedereinsteigerinnen oder mit Frauen im Alter zwischen 40 und 50 Jahren tritt das oft sehr schmerzlich zu Tage. Gleichzeitig erlebe ich in dieser Arbeit immer wieder sehr eindrücklich, dass es – auch unter den gegebenen Bedingungen und nicht nur in sogenannt privilegierten Situationen – nicht konforme Lösungen gibt, wenn Frauen und Männer diese Wege finden und gehen wollen und dabei unterstützt werden. Solche individuelle Wege sind unabdingbare Voraussetzung für gesellschaftliche Veränderungen – genauso wie politische Arbeit oder auch konkrete Projekte in Unternehmen, die Schritte auf eine vereinbarkeitsfreundliche Unternehmenskultur hin ermöglichen.³

In der konkreten Arbeitsteilung von konkreten Männern und Frauen...

Gerechte Arbeitsteilung ist eine unabdingbare Voraussetzung für gerechte Beziehungen, für ein selbstbestimmtes Leben von Frauen.

Gesellschaftliche Rahmenbedingungen beeinflussen die Arbeitsteilung massiv. Immer mehr Paare sind materiell mindestens auf das Einkommen des besser verdienenden Mannes angewiesen. Immer häufiger reicht das nicht aus. Die Frau muss «dazuverdienen». Von Wahlmöglichkeit kann oft keine Rede sein.

Genau diese muss aber gegeben sein, damit Paare eine gleichberechtigte Beziehung aufbauen können und Kinder neue Rollenvorbilder erleben.

Realisiert wird sie jedoch schliesslich in der konkreten Arbeitsteilung von konkreten Frauen und Männern. Ich bin überzeugt, dass die jeweilige Form der Arbeitsteilung von entscheidender Bedeutung ist, da die eigene Situation das Denken, Urteilen und Handeln wesentlich mitprägt. Feministinnen kommen nicht darum herum, sehr bewusst und kritisch zu reflektieren, wie sich z.B. eine sogenannt traditionelle Rollenteilung auf sie auswirkt und was es für sie heisst, sich unter diesen Rahmenbedingungen als Feministin zu verstehen und zu engagieren.

Übrigens: Neben meiner jüngeren Tochter meldete sich auch mein Partner zu Wort. Er möchte als Mann und Vater von der FAMA her genauso nach seinen Motiven, Überlegungen und Erfahrungen gefragt werden. Tatsächlich, das Thema geht Männer genauso an wie Frauen: Halbe-Halbe, das aber ganz!

Theres Spirig-Huber ist freiberuflich tätig als Supervisorin, Erwachsenenbildnerin, Theologin. Sie ist Co-Präsidentin des Vereins «Familien- und Erwerbsarbeit für Männer und Frauen» in Luzern, lebt mit ihrem Partner und zwei Töchtern in Malters.

1) In Zahlen (CH, 1990) ausgedrückt:

- Frauen leisten rund 1/3 der Erwerbsarbeit, Männer rund 2/3.
- Frauen leisten rund 4/5 der unbezahlten Arbeit in Haushalt und Familie, Männer 1/5.
- Frauen leisten damit rund 55% aller gesellschaftlich notwendigen Arbeit, Männer 45%.
- Der Anteil der Frauen an der ausbezahlten Lohnsumme ist rund 1/4, der der Männer 3/4.

2) Diese Forderung zieht viele weitere nach sich wie die nach geschlechts- und zivilstandsunabhängigen Sozialversicherungen, garantierter Lohnungleichheit, existenzsichernden Löhnen, Übernahme der Lebenskosten für Kinder durch die Gemeinschaft, familienorientierten Arbeitszeitmodellen usw.

3) Solche Projekte realisiert z.B. die Beratungsstelle «Familien- und Erwerbsarbeit für Männer und Frauen» (kurz «und...») in Luzern. Adresse: Winkelriedstrasse 35, Postfach 2913, 6002 Luzern.

Zu einem guten Leben gehört...

16

Über Utopien lässt sich trefflich philosophieren, wie dieses Heft zeigt. Jede von uns trägt aber auch ihr eigenes Wunschland in sich. «Was gehört für dich unverzichtbar zu einem guten Leben für alle?» das wollten wir von ganz verschiedenen Frauen wissen. Zwölf haben sich bereit erklärt, ihre persönlichen Utopien für uns in Worte zu fassen. Zu einem guten Leben gehört für sie...

... die Liebe und Freundschaft zu meiner Familie und zu den Mitmenschen. Denn mit der Liebe schenkt man sich Vertrauen, mit dem Vertrauen Zufriedenheit und Geborgenheit. Auch die gegenseitige Unterstützung in schwierigen Lebenslagen, z.B. Arbeitslosigkeit, zu wenig Geld, Unzufriedenheit ... Vielleicht hilft nur schon das Zuhören, das Hören auf den Kummer und den Schmerz der anderen. Zu einem guten Leben gehört für mich: Geduld aufbringen, Liebe schenken, füreinander da sein. Aber auch auf sich selbst vertrauen: Verliere nie die Zuversicht und den Glauben an Gott und an dich selbst.

Sandra Rehling, Gymnastikpädagogin in Ausbildung, 20 Jahre.

Äussere Räume – innere Räume:

Orte – Fragen zu stellen

Möglichkeiten, Alltägliches ganz anders tun zu können

Lernräume ohne beliebige Originalität – mehr Lebenslust und Intensität

Alltagsräume! Überall möglich, doch schwer zu finden

Wo sind die Räume, wo Staunen noch möglich ist? Vielleicht würden wir in diesen Räumen herausfinden, was für jeden einzelnen von uns unverzichtbar zu einem guten Leben gehört.

Und es ist möglich, dass die Antwort uns überraschen würde.

Maria Gallati, Theaterpädagogin, Luzern.

Dass jeder Mensch überall sich selber sein kann und seine Kultur leben, auch in fremder Umgebung, und dass er geachtet wird. Aber auch die Person und

die Kultur der anderen achtet, ohne dass eine Mauer gebaut werden muss. Dass aber unsichtbare Mauern sehr wohl akzeptiert werden, weil niemand ungefragt oder gar zerstörerisch in das Territorium eines anderen treten soll.

Erika Achermann, freie Journalistin, Spezialistin für Mitteleuropa.

Zu einem guten Leben gehört, dass es in Sachen Liebe und Familie klappt. Dass es keine so grossen Unterschiede gibt zwischen Armen und Reichen; vor allem nicht Länder, in denen die Mehrheit arm ist und daneben so reiche Länder wie unsere. Alle sollten genügend zu essen haben. Die Menschen sollten aber auch Freizeit haben und nicht nur immer für ihr Überleben arbeiten müssen. Sie sollten Dinge tun können, die sie gerne tun, die nicht monoton sind, die ihnen einfach gut tun und ihren Geist stärken und etwas vertiefen, damit sie Freude haben können im Alltag und ihnen die Seele gestärkt wird.

Dora, 13 Jahre alt, wohnhaft in Luzern, Schülerin.

Utopien. Machen Utopien das Leben lebenswert(er)? Eigentlich will ich nicht nur von besseren Zeiten träumen. Wie wäre es, wenn diese (Welt- und Männer-)Gesellschaft einmal alle ihre Versprechen halten würde? Dann würden doch schon einige Utopien wahr.

Es wäre schön, wenn Menschen andere nicht nur aus politischer Korrektheit so sein lassen, wie sie sind. Nicht nur Toleranz, sondern Akzeptanz und deshalb auch Auseinandersetzung mit und Interesse an anderen Menschen und Lebensentwürfen.

Natalie Raeber, hat Geschichte studiert und arbeitet als Computerfachfrau bei einer Bank.

1. Das Wissen um Gott als Quelle allen Lebens.
2. Liebe und Annahme des Anderen als Person. Und ich bin nicht so, wie andere mich haben wollen. (Gleiche Rechte erreichen).
3. Zugang zu den Ressourcen, die ein gesundes und gutes Leben ermöglichen.
4. Gemeinschaften der Unterstützung und des Austausches, die dem Leben mit Achtung gegenüberstehen.
5. Frieden, Gerechtigkeit und eine gesunde Umwelt zu Land, Meer und in der Luft.

Elisabeth Lena Gana, Kamerun, Verantwortliche der Frauenarbeit der Basler Mission in Kamerun.

Gutes Leben für alle beinhaltet für mich verwirklichte Menschenrechte, die nicht nur auf einem gescheiterten Papier geschrieben stehen, sondern von jedem einzelnen als Selbstverständlichkeit praktiziert werden.

Zu einem guten Leben gehört für mich eine gute und sinnvolle Arbeit, die nicht gesteuert von profitorientiertem Denken und Handeln, nicht beeinflusst von karrieregestressten Köpfen, nicht unterdrückt von geldgierigen Oberhäuptern und ohne Angst vor Mobbing ausgeübt werden kann. Ich wünsche mir eine Arbeitswelt, in der aus Selbstüberzeugung und Tatendrang für sich selber und für andere gearbeitet wird. – Gutes Leben für alle!

Isabelle Aebli, Mutter von zwei Kindern, Studentin für chinesische Medizin.

Zu einem erfüllten Leben gehören für mich zwei Dinge: eine Arbeit, in die ich mich ganz einbringen kann: meinen Verstand und mein Empfinden. Und, als Grundlage dazu, ein Raum, in dem ich die Türe hinter mir schliessen oder einladend öffnen kann, in dem ich mich mit Schönerem umgeben kann, Musik hören, nachdenken, denken, träumen, weinen und glücklich sein kann – ein Raum heilender Kraft daheim.

Magdalene Molina, 64, Mutter von sechs erwachsenen Kindern, die sie nach dem Suizid ihres Mannes allein grosszog. Mit 59 nahm sie das wegen Heirat abgebrochene Theologiestudium wieder auf; arbeitete zwischenzeitlich als Sekretärin.

Meine Utopie ist die, dass alle Lebewesen dieser Erde friedlich nebeneinander ihr Dasein haben. Kein Tier ist als Nahrungskette für eine andere Gattung bestimmt. Auch wir Menschen gehen achtungsvoll miteinander um. Keine ist oben und niemand unten. Alle sind gleichgestellt, es gibt keinen Neid, Hass, keine Kriege. Alle respektieren sich und gehen friedlich miteinander um. Das wäre das Paradies auf Erden.

Kathrin Schaufelberger, Bäuerin, verheiratet, drei erwachsene Söhne.

Die Hoffnung nicht aufgeben. Die Hoffnung entsteht durch Engagement. Engagement bedeutet aktives Einstehen für alle, die Hilfe brauchen. Durch dieses aktive Einstehen kann eine Spiritualität für das Leben wachsen, welche ihrerseits die Hoffnung gebiert.

Luba Lessawa, Dozentin für Fremdsprachen an der Kulturuniversität Minsk (Weissrussland).

Zu einem guten Leben für alle gehören meines Erachtens drei Bereiche, die alle gleich wichtig sind:

Der Zugang zu Bildung – insbesondere für Frauen, der Zugang zu Nahrung und die Anwesenheit von Frieden beziehungsweise die Abwesenheit von Krieg.

Zu einem Leben, das gut ist, gehören Gerechtigkeit, insbesondere bei der Verteilung von Besitz und Arbeit und

der Zugang zu Spiritualität und Religionsausübung.

Hedwig Gerster, kath. Theologin und Sozialpädagogin, 40 Jahre.

Meiner Auffassung nach geht es uns allen gut, wenn wir mit uns und der Umwelt im Lot sind. Dabei ist die Befriedigung von körperlichen Grundbedürfnissen vorausgesetzt. Zufrieden sein ist aber weitgehend eine subjektive Angelegenheit und hängt weniger von den äusseren Umständen ab. Zentral ist folglich, dass Menschen erkennen, wie und womit sie sich seelisch in Balance halten können. Dazu gehört auch, sich mit den Gegebenheiten der Umgebung arrangieren zu können oder aber die Umwelt auch nach eigenen Wünschen beeinflussen zu können. Unsere Umwelt, vor allem unsere Mitmenschen, zeigen uns dabei mit ihren positiven und negativen Reaktionen einen wichtigen Teil des Weges auf, setzen Grenzen oder fördern uns. Eine unserer grössten Anforderungen ist es, sich in dieser ständigen Reflexion entwickeln zu können. Letztlich ist der Vorgang aber ein innerer, genauso wie auch die dafür notwendige Kraft hauptsächlich die eigene sein muss.

Annette Lenzlinger, Geschäftsfrau in hauptverantwortlicher Position, Ehefrau und Mutter einer einjährigen Tochter.

Als ich in jungen Jahren aus der Stadt in die Bauern-Grossfamilie meines Mannes einheiratete, hörte ich oft die Aussage: «Wämmer es Dach über em Chopf hät, gnueg z'asse und Gwand, hät mer alle Grund zum z'fride sii.»

Die Zeit verging im Nu und ich erlebte, dass Kinder geboren zu haben, eine erträgliche Ehe zu führen, gesund zu sein und mitarbeiten zu können, zum höchsten Glück im Leben gehören.

Ich wünsche mir, dass jedes geborene Kind unter humanen Umständen zum Erwachsenen werden könnte. Dass durch die Umverteilung der Güter und des Kapitals für alle Menschen auf der ganzen Welt genug Nahrung und Lebensraum vorhanden wäre. Dass jeder Mensch einmal einen Ort findet, wo er Liebe empfangen und seine Seele baumeln lassen kann; oder anders ausgedrückt: sich der Zwiesprache mit der Schöpfung hingeben kann. Ob das je einmal zu erleben ist?

Renata Brüngger, geprägt in einer politisch aktiven italienischen Immigrantenfamilie in der Stadt, SP-Mitglied, Bäuerin im Ruhestand.

Literatur

der Frauen zur Freiheit die Welt verändert hat, entwickeln die Autorinnen ihren Ansatz einer feministischen Ökonomiekritik im Sinne einer neu verstandenen Politik der Bindungen und Beziehungen. Die Flugschrift möchte als Verständnisgrundlage zu den Themen Wirtschaft, Politik und Ethik in frauenbewegten Zusammenhängen dienen und einen Diskussionsprozess anstossen.

Für Anfragen, Rückmeldungen oder Diskussionsbeiträge wurde eine E-Mail-Adresse eingerichtet:

Flugschrift@hotmail.com

Wieviel Gerechtigkeit? Palästina nach sechs Jahren Oslo-Prozess, cfd-Dossier 1/1999. Zu beziehen bei: cfd, Postfach, 3001 Bern.

Literatur zum Thema

Hannah Arendt, Was ist Politik? Aus dem Nachlass. München, Zürich 1993.

Petra Caysa, Kein Streit um die Utopie. In Volker Caysa u.a. hg: «Hoffnung kann enttäuscht werden», Ernst Bloch in Leipzig. Frankfurt am Main 1992.

Pamela McCoruck, Nancy Ramsey, Die Zukunft der Frauen. Szenarien für das 21. Jahrhundert, Fischer, Frankfurt am Main 1998.

Martha C. Nussbaum, Gerechtigkeit oder gutes Leben, Reihe Gender Studies, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1999.

Time – Utopia – Eschatology, Yearbook 99 der European Society of Women in Theological Research, Hg. Charlotte Methuen, Peeters-Leuven Verlag.

Mit Beiträgen von Luise Schottroff, Luzia Sutter Rehmann, Sr Mary John Mananzan, Riffat Hassan, Yvanka Raynova.

Eine Broschüre zum Ökumenischen Ausbildungskurs Feministische Theologie 1998/99, **Neuer Himmel – Neue Erde**, ist für den Frühling 2000 vorgesehen. Boldern/PAZ/Gwatt/Romerohaus.

Neuerscheinungen

Ulrike Wagener, Dorothee Markert, Antje Schrupp, Andrea Günter, Liebe zur Freiheit, Hunger nach Sinn. Flugschrift über Weibervirtschaft und den Anfang der Politik.

Ein Diskussionsangebot an Frauen, die jenseits der alten Denkschemata zu einem neuen politischen Denken und Handeln finden wollen, Christel Göttert Verlag, Rüsselsheim 1999.

Entlang dem Gedanken, dass die Liebe

Anne Jensen, Thekla – Die Apostelin.

Ein apokrypher Text neu entdeckt, Gütersloher Verlagshaus, Chr. Kaiser.

«Ein Glanzstück theologischer Frauenforschung» (Werbetext, aber immerhin) Ohne Furcht engagierte sich die Apostelin Thekla als Mitarbeiterin des Paulus gegen die Konventionen ihrer Zeit für die Verbreitung des christlichen Glaubens, widersetzte sich allen Massregelungen, so dass ihr schliesslich der Verbrennungstod drohte. Anne Jensens Übersetzung der Theklageschichte aus den «Paulusakten» ist ein fesselnder Bericht über eine frühe Märtyrerin und zugleich die Dokumentation der Verdrängung von Frauengeschichte in der Kirche.

Jacqueline Sonogo Mettner

Constantina Peppa, Die Töchter der Kirche Christi und die frohe Botschaft des Sohnes Gottes. Eine Studie über die aktive Präsenz der Frauen und ihre besonderen Dienste im Frühchristentum und in Gemeinden der ungeteilten Alten Kirche. Epektasi Verlag. Bestellungen: Postfach 85, GR-60100 Katerini.

Eine im Hinblick auf die auch für die Orthodoxe Kirche aktuelle Frage der Frauenordination wichtige Studie und ein Beitrag zur Auseinandersetzung mit patriarchalisch geprägten theologischen Denkweisen und Klischeevorstellungen.

Constantina Peppa ist orthodoxe Theologin aus Athen, wo sie zur Zeit als Gymnasiallehrerin für Orthodoxe Religion tätig ist. Nach ihrem theologischen Diplomabschluss in Athen 1984 studierte sie in Regensburg und an der Christkatholisch-theologischen Fakultät der Universität Bern, wo sie 1994 promovierte.

Berichte

Wir hauen auf die Pauke!

Das Frauenkirchenfest an der Wende zum neuen Jahrtausend

Am 11. September 1999 nahmen rund 200 Frauen an einem wunderschönen, sonnigen Tag am ökumenischen Frauenkirchenfest von Basel und Baselland teil. Zu sechzehn Ateliers konnte frau sich anmelden und, obwohl nicht alle Ateliers stattfanden, fand wohl jede Frau einen Ort ihres Geschmacks. Hier nur einige Beispiele: «Den Schatz meines Willens entdecken» mit Gudrun Rütten, «Katholische Kirche aktuell» mit Sr. Uta Fromherz, «Tarot-Schule» mit Luzia Sutter Rehmann, «Die Clownin in mir entdecken» mit der schwedischen Clownin Inger Erikson, «Befreiung durch Tanz» mit Susanne Brunner, «Auf die Pauke hauen» mit Regula Schlich-Gerber.

Das einleitende Referat von Dorothee Wilhelm von der Frauenstelle des christlichen Friedensdienstes führte poetisch, visionär und untermalt von Paukenschlägen und Trommelgeplauder in den Tag ein. Sie machte mit ihren Gedanken Versuche mit dem, was sie hofft. «Es ist die positive Variante einer Zukunftsprognose, weil es um eine Vision geht, nicht um eine einfache Verlängerung des Bestehenden», schickte sie voraus und sprach als alte, sich erinnernde und erzählende Frau aus ferner Zukunft vom heutigen, engen, gewalttätigen Jetzt und wie es sich in ein feierndes, begehrendes und mystisches Morgen (bzw. Jetzt) verwandelt hat. (Der Vortrag ist zu beziehen beim: Forum für Zeitfragen, Leonhardskirchplatz 11, 4051 Basel, 061/264 92 00). Nach einem guten Mittagessen an schön gedeckten Tischen unter freiem Himmel führte ein Frauengottesdienst alle Frauen (und einige Männer) in der Leonhardskirche wieder zusammen. Unter dem Leitsatz «Du bist die Quelle tief in der Wüste» gab der Gottesdienst Raum für Gesang, Tanz, Stille, feuriges Trommeln und Stampfen, Gebet und

Segen. Ganz neu in Erscheinung trat darin Mirjam, die paukenhauende Prophetin, die in der jüdischen Legende als Brunnen in der Wüste galt, der Lebenswasser spendet.

Das Frauenensemble HEKATE liess mit der wenig bekannten Komponistin Lombardini Sirmen den Frauenkirchen-Tag ausklingen.

Den ganzen Tag über wurde für ein «cfd-Projekt zu Gunsten von politischen weiblichen Ex-Gefangenen oder von durch Gewalt betroffenen Frauen im Gazastreifen» gesammelt. Das WEP (Women's Empowerment Projekt) in Gaza konnte am Fest um Fr. 1232.80 «bereichert» werden.

Monika Hungerbühler

Für Gerechtigkeit streiten

Symposium zum 70. Geburtstag von Dorothee Sölle auf Boldern am 11./12. September 1999

Die Geburtsstunde der Befreiungstheologie Deutschlands schlug 1968 mit den Politischen Nachtgebeten von Dorothee Sölle in Köln. Seitdem hat sie weltweit unzählige Männer und Frauen bewegt, den Satz «Unsere Hände sind Gottes Hände, es gibt keine anderen in der Welt» kreativ, widerständig, hoffnungsvoll gegen alle Hoffnung zu leben. Weggefährtinnen Sölles von Universitäten aus Deutschland und den USA würdigten ihre Theologie und sie selbst. Luise Schottroff beleuchtete Sölles Engagement aus und mit der Bibel, deren brennende Aktualität in der Parteinahme für die Ohnmächtigen von Sölle noch und noch behauptet wurde. Beverly Harrison und Carter Heyward dankten Sölle für ihr klares, sie prägendes Zeugnis. «Fenster Gottes» zu sein, dieses Bild verbindet das Mystische und das Politische, das allen gegenwärtigen Verflüchtigungstendenzen zum Trotz zusammengehört. Tagungsleiterin Reinhild Traitter zeigte sich überzeugt von der bleibenden Bedeutung ihres Ansatzes. Die Sehnsucht der Menschen wird weiterhin das Brot einer Theologie, wie sie Dorothee Sölle entwickelt und gelebt hat, suchen und schätzen.

Jacqueline Sonego Mettner

Zum Tod von

Dr. iur. Gertrud Heinzelmann

Eine Würdigung

Am 4. September 1999 verstarb Frau Dr. iur. Gertrud Heinzelmann im Alter von 85 Jahren. Der Einsatz dieser blitzgescheiten Frau und klugen Denkerin, dieser Frau mit Mut und Zivilcourage galt ihren Schwestern, den Frauen. Sie tat alles zu deren Befreiung und Förderung.

Die im Jahre 1914 in Wohlen AG geborene Gertrud Heinzelmann verbrachte den grössten Teil ihres nicht einfachen Lebens in und um Zürich. Nach dem Besuch der Höheren Töch-

terschule in Zürich studierte sie in den Dreissigerjahren an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich. Für ihre Dissertation «Das grundsätzliche Verhältnis von Kirche und Staat in den Konkordaten» musste sie Thomas von Aquins «Summa Theologiae» durcharbeiten und stiess dabei, fast ohne es zu wollen, auf frauenfeindliche Stellen, die sie erzürnten. Sie hatte in einer Zeit, in der es noch keine feministische Theologinnen gab, herausgefunden, dass die Diskriminierung der Frau, die sie seit ihrer Kindheit und als Studentin auf staatlich-gesellschaftlichem Boden in leidvoller Weise erfahren hatte, nur einen Teil jener viel grösseren geistigen Diskriminierung darstellte, welche durch das Christentum in seinen Kirchen – insbesondere in der katholischen – auf Frauen gelegt worden war.

Pionierin an vorderster Front

Als Anwältin und Mitglied sowohl des Zentralvorstandes des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht als auch des Frauenstimmrechtsvereins Zürich, den sie in den Jahren 1962–66 präsidierte, kämpfte sie zusammen mit den anderen Pionierinnen an vorderster Front für die politische Gleichberechtigung. Mit der Einführung des Frauenstimmrechts im Jahre 1971 hörte dieser mühsame, mit vielen Kränkungen und Diffamierungen verbundene Kampf auf.

Während ihrer Tätigkeit als Leiterin des Büros gegen Amts- und Verbandswillkür des Migros-Genossenschaftsbundes in den Jahren 1963–1976 setzte sie sich mit grossem Engagement für benachteiligte Menschen ein, brachte mit Zeitungsartikeln Fälle von allgemeinem Interesse an die Öffentlichkeit und deckte öfters Skandale auf.

«Die geheiligte Diskriminierung»

In ihrer Konzilseingabe vom Jahre 1962 über die Wertung und Stellung der Frau in der römisch-katholischen Kirche beklagte sie mit Brillanz und eindringlicher Schärfe die minderwertige Stellung der Frau in der katholischen Kirche. ...

Erst relativ spät wurde Gertrud Heinzelmann für ihre Lebensarbeit belohnt: Im Jahre 1981 mit dem Binet-Fendt-Preis des Eidgenössischen Departements des Innern; 1992 mit dem Dr.-Ida-Somazzi-Preis; 1990 damit, dass ihr im eigenen Interfeminas Verlag im Jahre 1986 erschienenen Buch «Die geheiligte Diskriminierung. Beiträge zum kirchlichen Feminismus» ins Italienische übersetzt erschien. Vom Internationalen Biographischen Zentrum von Cambridge, England, wurde sie zur Internationalen Frau des Jahres 1992–1993 ernannt und mit einer Kurzbiographie in zwei Nachschlagewerke aufgenommen.

Der für ihre Todesanzeige noch selber ausgewählte Satz aus dem Johannes-evangelium «Und ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen» hat sie ein Leben lang und in den irdischen Tod hinein begleitet.

*Dr. theol. Silvia Letsch-Brunner,
Benglen ZH*

Mary Daly verliert Lehrstuhl

Weil sie einen Mann nicht zur Vorlesung «Einführung in die feministische Ethik» zulies, verlor die feministische Philosophin ihren Lehrstuhl an der jesuitischen Privaturuniversität «Boston College» nach 25 Jahren Lehrtätigkeit. Dies, obwohl sie dem Interessenten die Vorlesung angeboten hatte, allerdings ausserhalb der regulären, den Frauen vorbehaltenen Veranstaltung. Der Betroffene klagte wegen Diskriminierung seiner Person und seines Geschlechts. Der Privaturuniversität reichte allein die Drohung des Prozesses, um die Kurse von Mary Daly zu streichen. Sie erhält bis auf weiteres ihr Gehalt, doch gehört sie wegen Verstoß gegen die «Fairness» nicht mehr zur Fakultät. (WOZ, 2.9.99)

Mary Daly will gerichtlich gegen diesen Entscheid vorgehen und die Universität verklagen. Zur finanziellen Unterstützung des Gerichtsverfahrens wurde ein Fond gegründet: The Mary Daly Defense Fund, P.O. Box 381 176, Cambridge, MA 02238, USA, E-Mail: MDalyFund@aol.com

Hinweise

cfid-Jahressammlung 1999: Dem Wunder wie einem Vogel die Hand hinhalten

Der cfd wartet nicht auf Wunder, aber er will sie möglich machen. Im In- und Ausland unterstützt und lanciert er Projekte von Frauen, die sich für gerechte Beziehungen zwischen den Geschlechtern, zwischen Nord und Süd, zwischen Migrantinnen und Einheimischen einsetzen. Das Wunder ist Platzhalterin für das, was erhofft, aber weder vorhergesagt noch erzwungen werden kann. Um in konstanter Arbeit die Bedingungen zu schaffen, dass Frauen immer wieder neuen Mut schöpfen, braucht es Geld. Dieses Jahr sammelt der cfd mit bunten Vögeln aus alten Aluminium Dosen, die in Chile hergestellt werden. Wie neu geboren entstehen sie der Mülltonne, um Weihnachtsbäume, Zimmerpflanzen und Pinnwände zu zieren.

Schwerpunkte der Projektarbeit des cfd, die mit dem Erlös unterstützt werden, sind Organisationen von Frauen auf dem Balkan, die sich über Grenzen hinweg gegen Nationalismus engagieren, Bildungs- und Empowermentprojekte für Frauen und Kinder in Israel/Palästina, Marokko und den sahrauischen

Flüchtlingslagern in Algerien und Projekte in der Schweiz, mit denen Migrantinnen ihre Kompetenzen stärken und Diskriminierungen sichtbar machen.

Die bunten Vögel à Fr. 12.–/Stk können bestellt werden bei: cfd, Postfach, 3001 Bern, Tel. 031/301 60 06.

Glashaus oder Schneckenhaus?

Die Pfarrerin als Grenzgängerin zwischen privat und öffentlich, intim und persönlich.

Jahresversammlung des Verbandes Reformierter Theologinnen der Schweiz. Montag, 24. Januar 2000, 9.30–16.00 Uhr im Bussiness-Class-Buffet, Bahnhof Bern.

*Anmeldung bei: R. Brunner,
Tel. 061/921 59 56*

Dritte feministische Liturgie-Werkstatt «Mahl feiern»

Eine Kooperation von Romero-Haus und Verein Frauen und Kirche Luzern. Fr/Sa 11./12. Februar 2000, im Romero-Haus, Tel. 041/370 52 43.

VV der IG feministischer Theologinnen in Bern

20. März 2000, mit Referat von Regula Strobel zum Thema «Kreuzestheologie».

Weltgebetstag 3. März 2000 zu Indonesien

Heft 5/99 zu Indonesien von «Schritte ins Offene»

Sich vorstellen, wie schwierig es ist, für ein 220-Millionenvolk, das auf über 17'000 Inseln lebt, schon nur eine einigermaßen gerechte Gesundheitsversorgung zu gewährleisten? Eine Schweizer Apothekerin versucht, das traditionelle Wissen der einheimischen Heiler und die Erkenntnisse der modernen Schulmedizin zu vereinbaren.

Schon einmal einen indonesischen Roman gelesen? Der Beitrag über Pramodya Ananta Toer regt an, es zu tun. Lesen, wie internationale Konzerne mit Unterstützung der Regierung ArbeiterInnen ausbeuten?

Sich vorstellen, in einem Pfahlbau zu wohnen oder erst dann zu heiraten, wenn der Brautpreis vollständig ausgerichtet ist.

Das Heft «Indonesien» kann zum Preis von Fr. 9.50 bestellt werden bei: «Schritte ins Offene», Winterthurerstr. 60, 8006 Zürich, Tel 01/363 06 93, Fax 01/923 88 71

«Frauenstimme» Atelier für Stimme und Sprache

Ermutigung, Befähigung und Ermächtigung zum Sprechen.

Roswitha Schilling, Sprecherin und Schauspielerin, langjährige Sprechausbildnerin beim Schweizer Radio und den Kirchen, ist Spezialistin im Vermitteln religiöser Inhalte. Sie hat sich selbstständig gemacht und bietet Einzel- und Gruppenkurse an für Theologinnen, bzw. Frauen, die in der Öffentlichkeit sprechen – vor kleinem oder grossem Publikum.

Sind Sie beruflich eine «sprechende» Frau? Möchten Sie sich einmal einen Einzelkurs im Sprechen gönnen? Oder haben Sie zwei Freundinnen, die ebenfalls von einem Sprech-Kurs profitieren würden?

Denn wie etwas gesagt wird, bestimmt wesentlich mit, was verstanden und aufgenommen wird; wie eine Stimme klingt, lässt hin – oder weghorchen. Wie gehe ich mit meiner Atmung, Stimme, Artikulation, Lautung und Körpersprache um? Welche sprecherischen Gestaltungsmittel stehen mir zur Verfügung? Wie spreche ich klar, lebendig, kommunikativ? Wie baue ich Angst ab und erlebe Freude und Spass am Sprechen?

Information und Anmeldung bei Roswitha Schilling, Homburgweg 22, 4144 Arlesheim, Fon/Fax 061/701 76 58; E-Mail: roswithaschilling@datacomm.ch

Voranzeigen

«Stark bin ich und voller Leben» Ressourcen erkennen und nutzen

5. Luzerner Frauenkirchentag, in Hertenstein, Samstag, 27. Mai 2000, 9.00–18.30 Uhr

Kontakt: Marja Arnold-Bumbacher, Sonnfeld 43, 6012 Obernau, Tel 041/320 83 10.

Ivone Gebara, führende feministische Theologin aus Lateinamerika, am 8. Mai 2000 in Basel

Geplant sind ein Seminar sowie eine öffentliche Vorlesung an der Universität Basel.

Infos bei: Agnes Leu, Forum für Zeitfragen, Tel. 061/264 92 13.

Das Leben heiligen – Spirituelle Quellen von Frauen verschiedener Herkunft

Tagung für Frauen an der Paulus-Akademie Zürich; Freitag, 31. März, 16.30 Uhr bis Samstag, 1. April 2000, ca. 16.30 Uhr.

Auskunft: Brigit Keller, Paulus-Akademie, Tel. 01/381 34 00.

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Dorothee Dieterich, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Barbara Lehner, Luzern
Barbara Seiler, Zürich
Jacqueline Sonogo Mettner, Maur
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Ursula Vock, Zürich

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
Monika Hungerbühler
Postfach 300
CH-4012 Basel
E-Mail: zeitschrift@fama.vrn.ch

Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

Druck:

Gegen-Druck, Luzern

Abonnement:

Normalabo: Fr. 25.–
GönnerInnenabo Fr. 40.–
Auslandabo: Fr. 30.–/DM 30.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 6.50 zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Postfach 300
CH-4012 Basel

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
Fluchtpunkte (Brigitte Weisshaupt)	3
Alptraum Utopie (Christina Thürmer-Rohr)	8
Das Ganze wollen (Ursula Vock)	10
Der geöffnete Himmel (Luzia Sutter Rehmann)	13
Halbe-Halbe... das aber ganz! (Theres Spirig-Huber)	14
Zu einem guten Leben gehört ...	16
Literatur	17
Forum	18

Bilder dieser Nummer

Die Bilder dieser Nummer sind von der Fotografin Maria-Anna Gneist. Sie wohnt in Zürich und arbeitet als Fotojournalistin bei der KEM in Basel (Kooperation evangelischer Kirchen und Missionen). Im Rahmen des Wettbewerbs «Icons of a Millennium» des Schweizerischen Verbandes der Berufsfotografen gewann sie kürzlich Bronze im Bereich Reportage.

Marga Bührig-Förderpreis für feministisch-theologische Arbeiten

Im Herbst 2000 wird zum zweiten Mal der Förderpreis der Marga-Bührig-Stiftung vergeben. Ziel der Stiftung ist die Förderung der Forschung im Bereich feministischer Theologie sowie die Bekanntmachung von Forschungsergebnissen. Arbeiten können bis zum **31. März 2000** bei der Präsidentin des Stiftungsrates, Elisabeth Miescher, eingereicht werden.

Frauen, die sich für den Förderpreis interessieren, können sich für nähere Auskünfte über Anforderungen und Kriterien an Elisabeth Miescher, Rütiring 105, 4125 Riehen, Tel. 061/601 17 00; Fax 061/603 93 43 oder an Marga Bührig, Reb-gasse 86, 4102 Binningen, wenden.

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Der Arbeitstitel der nächsten Nummer lautet: **Sinn/Sinne**.

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Marie-Anna Gneist, Tellstrasse 4, 8004 Zürich
Theres Spirig-Huber, Luzernstrasse 52, 6102 Malters
Luzia Sutter Rehmann, Bäumlhofstrasse 198, 4058 Basel
Christina Thürmer-Rohr, Ludwigkirchstrasse 11, D-10719 Berlin
Ursula Vock, Klausenweg 9, 5103 Möriken
Brigitte Weisshaupt, Rütistrasse 37, 8044 Gockhausen